

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Liberia

vom 28. Oktober bis zum 10. Dezember 2013

## **Liberia – Von einem Staat, der erst noch lernen muss, einer zu sein**

Von Tobias Peter

Liberia, vom 28. Oktober bis zum 10. Dezember 2013



# Inhalt

1. Einführung	477
1.1 Zur Person	477
1.2 Warum jetzt Afrika? Warum Liberia?	477
1.3 Ein Testfall für die internationale Staatengemeinschaft	478
1.4 Aufbau eines Rechtsstaats – Das Rechercheprojekt	480
1.5 Persönliche Sichtweise	481
2. Im Land – Ankommen und lernen	482
2.1 Die Wiederentdeckung des Vertrauens	482
2.2 Ohne Strom, unter Strom	483
2.3 Der Traum vom Norden	485
2.4 „Hey Kleiner, leg dich über mich“	488
2.5 Gebeamte Bürger und Transvestiten	490
2.6 Tänzer unser im Himmel	492
2.7 Auf einem Lärm-Teppich ins Nirwana	493
2.8 Ansichten einer schwitzenden Kuh	495
3. Hauptstadt, Dschungel und zurück – Arbeiten und reisen	496
3.1 Im Dunkeln	496
3.2 Im Schatten des Todes	498
3.3 Die Polizei, dein Freund und Hilfsbedürftiger	501
	473

3.4 „Es ist wie das Spiel mit einer Voodoo-Puppe“	504
3.5 UN-Polizist: „Das ist politisch vermintes Terrain“	505
3.6 Das Provinzgericht	507
3.7 Amnesty International prangert katastrophale Haftbedingungen an	510
3.8 Die Gefängnis-Lotterie	511
3.9 Märchenwald ohne Hexe	514
3.10 „Es ist kein gutes Leben, wenn der Krieg im Dorf wohnt“	517
3.11 Kannibalismus – ja, bitte!	518
3.12 Statt Haus am Strand ein Krankenhaus	519
3.13 Die Polizei rückt mit dem Maßband an	521
4. Abschied nehmen	528
4.1 Jäger des verlorenen Schatzes	528
4.2 Der letzte Kick	529
4.3 Für eine Handvoll Dollar	531
5. Rechercheergebnisse – Antworten auf die Eingangsfragen	534
6. Danke	540
7. Anhang	542
7.1 Liberia in Kürze – Das Land in Zahlen	542
7.2 Eine kurze Geschichte Liberias	542
7.3 Die Präsidentin und ihre möglichen Nachfolger	543
7.4 Literaturempfehlungen	543

## 1. Einführung

### 1.1 Zur Person

Da ist er also wieder: mein Arbeitsplatz im Newsroom des Kölner Stadt-Anzeigers. Computer, Internet, Telefon – und links an der Wand kann ich auf Dutzende Bildschirme blicken. So könnte ich, wenn sich denn meine Augen multiplizieren ließen, die komplette Zeitungsproduktion verfolgen und auf mehreren Sendern zugleich Fernsehnachrichten anschauen. Journalismus ist schnell, rastlos und digital geworden. Vor allem bringt er für Redakteure die Gefahr mit sich, die Welt, über die sie informieren, zu oft aus zweiter Hand zu erleben.

Mein Name ist Tobias Peter, ich bin 34 Jahre alt und arbeite als Politik-Redakteur beim Kölner Stadt-Anzeiger. Ich habe Journalistik- und Politikwissenschaften in Dortmund sowie der US-amerikanischen Hauptstadt Washington studiert – mit Förderung der Studienstiftung des deutschen Volkes, für die ich heute regelmäßig ehrenamtlich als Kommissionsmitglied in Auswahlseminaren tätig bin.

Wenn ich nicht gerade langweilige Konferenzen mit Zwischenrufen störe, beschäftige ich mich als Redakteur vor allem mit den USA, Entwicklungspolitik, innenpolitischen Machtspielen, Fragen der politischen Kultur und dem Rätsel, ob die Piratenpartei überleben wird. Die Aufregung und den Ärger, der sich an Tagen im Newsroom aufstaut, schwitze ich abends beim Fußball oder in der Sauna aus.

Wie wichtig, wie anregend und belebend es für das eigene Denken und Schreiben ist, die eigene Zeitung und auch das eigene Land für eine Zeit zu verlassen, habe ich nicht zuletzt auch während meiner Zeit als Arthur F. Burns Fellow beim Philadelphia Inquirer festgestellt. Dort habe ich im Präsidentschaftswahljahr 2012 zwei Monate lang als Gastredakteur gearbeitet und für den Inquirer zahlreiche Geschichten recherchiert, Editorials, Kommentare und Kolumnen geschrieben. Eine menschlich wie beruflich herausragende Erfahrung, die mich und meine Arbeit für viele Jahre positiv prägen wird.

### 1.2 Warum jetzt Afrika? Warum Liberia?

Ich habe in den vergangenen Jahren während einiger Pressereisen erste Eindrücke von Afrika gewinnen dürfen – und dabei je eine Woche lang etwas von Südafrika, von Ghana und Ende des Jahres 2010 auch von Libe-

ria gesehen. Schon vor diesen Reisen habe ich mich für Entwicklungspolitik interessiert. Doch seit ich in Afrika war, ist es ein Interesse, das mich nicht mehr loslässt. Mein Wunsch dabei: länger, intensiver und auch selbstbestimmt zu recherchieren. Das hat mir die Heinz-Kühn-Stiftung nun in Liberia ermöglicht – einem Land, das mich bei meinem ersten Besuch sofort neugierig gemacht und besonders fasziniert hat.

Nach vierzehn Jahren Bürgerkrieg hat Liberia nicht bei null, sondern bei minus hundert neu angefangen. Nun ist es ein Land, das – nicht zuletzt aufgrund der guten Kontakte seiner Präsidentin, der Friedensnobelpreisträgerin Ellen Johnson Sirleaf – außergewöhnlich viel Hilfe bekommt, auch wenn es womöglich noch mehr Unterstützung braucht. Gleichzeitig ist es für einen so kleinen Staat, eine so junge Demokratie eine riesige Aufgabe, das Geld überhaupt in die richtigen Kanäle zu leiten – und die Grundlagen für eine nachhaltige Verbesserung zu legen. Die Frage, ob das gelingt, macht es zurzeit zu einem der entwicklungspolitisch spannendsten Plätze der Welt.

Wer das Buch des amerikanischen Westafrika-Experten John-Peter Pham, „Liberia – Portrait of a failed state“, gelesen hat, hat keinerlei Zweifel: Die Geschichte des Landes ist voller Ereignisse und Facetten, deren Auswirkungen in die Gegenwart sich zu erforschen lohnt. Wer den Reportage-Band „In der Hölle“ des amerikanischen Schriftstellers Denis Johnson kennt, weiß: Dieses Land war nicht nur am Abgrund, sondern schon drin. Ellen Johnson Sirleafs „Mein Leben für Liberia“ öffnet die Augen dafür, dass viele sich nun um eine bessere Zukunft für das Land mühen.

Wer kurz vor Sonnenuntergang im gleißenden Licht am wunderschönen Strand von Monrovia im sich stapelnden Müll steht, will den Widersprüchen und der Komplexität dieses Landes auf den Grund gehen. Oder zumindest versuchen, es zu verstehen – so gut es eben geht.

### **1.3 Ein Testfall für die internationale Staatengemeinschaft**

Jede Zeit hat so ihre Vorstellung davon, was eine übermenschliche Aufgabe ist. Sisyphos, Held der griechischen Mythologie, musste einen Felsblock einen Hang hinaufrollen, bis ihm alles stets im letzten Moment entglitt. „Von Neuem rollte dann der Block, der schamlose, ins Feld hinunter“, beschreibt der Dichter Homer Sisyphos' Leiden. Heute ist die Entwicklungspolitik ein gutes Beispiel für eine Aufgabe, die bei allen Fortschritten immer wieder auch mit Rückschritten konfrontiert ist – und den stetigen Neubeginn erfordert. Wer mit Entwicklungshelfern in Liberia gesprochen hat, weiß: Das Land ist ein gutes Beispiel für die Chancen der Entwicklungspolitik, aber auch für all die Schwierigkeiten, mit der sie konfrontiert ist.

Das westafrikanische Land – 3,5 Millionen Einwohner, von der Fläche her beinahe dreimal so groß wie Nordrhein-Westfalen – gilt als Testfall für die internationale Staatengemeinschaft. Nach einem Bürgerkrieg mit 250.000 Toten und mehr als einer Million Flüchtlinge ist Liberia nicht Dritte Welt, sondern eher Vierte oder Fünfte. Die Schwierigkeit: Wo mehr oder weniger alles zerstört ist, muss hinterher sehr vieles gleichzeitig geschehen. Das Land muss nicht nur wiederaufgebaut werden. Es braucht Bildung, es braucht funktionierende staatliche Institutionen. Es braucht aber auch ganz einfach eine Stromversorgung, die funktioniert und bezahlbar ist.

Nicht nur das Land ist zerstört, auch über der Gesellschaft hängt noch immer der Schatten des Krieges. In Monrovia, der Stadt, in der mit 1,1 Millionen Einwohnern knapp ein Drittel der liberianischen Bevölkerung lebt, kann jeder eine eigene Geschichte dazu erzählen. Wie komplex der Umgang mit der Geschichte des Landes ist, zeigt allein ein Blick auf die drei erfolgreichsten Bewerber zur Präsidentschaftswahl im Jahr 2011.

Ellen Johnson Sirleaf – die Friedensnobelpreisträgerin, der schließlich die Wiederwahl gelang – nahmen viele übel, dass sie im Bürgerkrieg lange für den Warlord Charles Taylor Geld gesammelt hat. In einem BBC-Interview sagte Johnson Sirleaf sogar einmal: „Soll Monrovia doch dem Erdboden gleichgemacht werden, wir bauen es wieder auf.“ Ihr Gegenkandidat Winston Tubman rühmte sich, Taylor nie unterstützt zu haben. Tubman war aber in den 1980ern Justizminister unter Samuel Doe: also unter dem Diktator, den Taylor und Johnson Sirleaf damals stürzen wollten. Was ja auch gelang. Nur dass Doe 1990 nicht dem mächtigsten Warlord Taylor in die Hände fiel, sondern einem Mann namens Prince Johnson. Der trank übrigens gemütlich Bier, während er Doe die Ohren abschneiden ließ. Prince Johnson wurde immerhin dritter bei der Präsidentschaftswahl im vergangenen Jahr.

In Liberia ist es im Krieg gewesen wie so oft auf diesem armen reichen Kontinent: Die Rohstoffe waren mehr Fluch als Segen, der Diamantenschmuggel erwies sich als Treibstoff des Krieges. Liberia ist reich an Bodenschätzen, an Gold, Diamanten, Coltan und Eisenerz. Von den Rohstoffen leben, nicht sterben – auf diese simpel scheinende Formel lässt sich nun eine der großen Herausforderungen für Liberia bringen. Das Schwierige dabei: Sicherzustellen, dass diesmal möglichst viele und nicht wieder nur einige wenige profitieren. Dazu ist es nötig, mit dem Geld, das durch den Rohstoffabbau ins Land kommt, ein vielfältiges Wirtschaftsleben aufzubauen.

Unübersehbar ist dabei ein Problem, das für die Entwicklungsländer Afrikas fast universell gilt. Es fehlt – wie könnte es in einer verarmten und vom Krieg zerrütteten Gesellschaft wie der Liberias anders sein – die Mittelschicht, die einen Aufschwung tragen und verstetigen kann. Ohne Unternehmer, ohne ausreichend qualifizierte Kräfte profitiert eine Gesellschaft

nur unzureichend von Hilfe und Fortschritt. Daraus erwächst auch die absurde Situation, dass Straßen in Afrika oft von chinesischen Firmen gebaut werden, die noch die Hilfsarbeiter mit ins Land bringen.

Es gibt viel zu tun für die Entwicklungspolitik. „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen“, schrieb Albert Camus.

#### **1.4 Aufbau eines Rechtsstaats – Das Rechercheprojekt**

Kann das funktionieren? Lässt sich ein vom Krieg zerrüttetes Land, eine Gesellschaft voller schlimmster gegenseitiger Verletzungen in einen Rechtsstaat verwandeln? Tiah Dagbe fühlt sich von der Frage herausgefordert. „Warum sollen wir das mit dem Rechtsstaat nicht können?“ hält er mir entgegen. Der 27-Jährige, der in der liberianischen Hauptstadt Monrovia im Justizministerium eine Richterausbildung erhält, rückt seine Krawatte zu-recht. Er werde Übung und Erfahrung brauchen, das wisse er. „Die Gerechtigkeit muss jetzt erst mal stehen und gehen lernen“, sagt Dagbe. Ein Kind stehe doch auch wieder auf, wenn es hinfällt.

Es ist etwas mehr als drei Jahre her, dass ich mit Tiah Dagbe während der schon erwähnten Pressereise gesprochen habe. Es ist seitdem viel passiert. Die liberianische Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf hat – obwohl auch sie von der Wahrheits- und Versöhnungskommission im einstigen Bürgerkriegsland belastet wurde – den Friedensnobelpreis erhalten. In einer heftig umkämpften Wahl wurde sie im Amt bestätigt. Die Vereinten Nationen sind weiter mit zahlreichen Agenturen im Land, es fließen Entwicklungshilfe und Investitionen. Es geht, so ist zu vermuten, voran. Aber wie schnell und wie nachhaltig?

Die klassische Entwicklungspolitik hilft nun, wo sie kann: vom Straßenbau bis hin zur Nahrungsmittelversorgung. Fasziniert hat mich bei meiner kurzen Visite in Liberia aber vor allem die übermenschliche Aufgabe, in einer teils noch immer vom Misstrauen zerfressenen Gesellschaft ein funktionierendes Justiz- und Polizeiwesen aufzubauen.

In diesem Sinn hier die leitenden Recherchefragen:

Gelingt der Aufbau eines funktionierenden Rechts- und Polizeiwesens im früheren Bürgerkriegsland Liberia? Welche konkreten Fortschritte gibt es auf dem Weg dorthin? Welche Hindernisse sind vorhanden?

Wie gut funktionieren in diesem Zusammenhang insbesondere Ansätze, die von der deutschen Entwicklungspolitik angestoßen und umgesetzt werden? Können die Richter, die in einem von der deutschen Gesellschaft für

internationale Zusammenarbeit (GIZ) begleiteten Projekt in Monrovia ausgebildet werden, sich an ihren Einsatzorten auf dem Land auch wirklich durchsetzen – auch und gerade in Konkurrenz zu archaischen Traditionen und Rechtsvorstellungen? Ist es sinnvoll, dass Deutschland in Liberia Bewährungshelfer ausgebildet hat oder ist dieses Konzept zu abgehoben für die noch unterentwickelte Rechtsordnung?

Wie erleben die Polizisten, die im Auftrag der Vereinten Nationen in Liberia tätig sind, ihre Arbeit und das Land? Aber vor allem: Was sind die Alltagserfahrungen der Liberianer, die von deutschen und anderen Polizisten ausgebildet wurden und jetzt jeden Tag auf der Polizeistation arbeiten?

Wie viel Rechtssicherheit herrscht zurzeit? Bringt es dem, der bestohlen wurde, tatsächlich etwas, zur Polizei zu gehen? Lassen sich Rechtsansprüche in der Regel vor Gericht auch durchsetzen? Wie viel Vertrauen haben die Menschen in die Institutionen und wie weit wird dieses Vertrauen durch Korruption belastet oder zerstört? Was wird konkret unternommen, um hier zu Verbesserungen zu kommen?

Im größeren Kontext betrachtet: Wie geht die Versöhnung in dem einstigen Bürgerkriegsland voran, also in einem Land, in dem fast jeder, der einem begegnete, auch der eigene Mörder sein konnte (und wo nicht zuletzt Kindersoldaten Angst und Schrecken verbreiteten)? Welchen Beitrag kann hier wachsendes Vertrauen in den Plan leisten, dass es von nun an einen Rechtsstaat geben soll, in dem Konflikte friedlich gelöst werden?

## 1.5 Persönliche Sichtweise

Recherche heißt, mit konkreten Fragen loszuziehen und nach Antworten zu suchen. Dabei geht es zum einen um ein greifbares Rechercheergebnis – zum anderen ist aber auch der Weg Teil des Zieles. Was durchaus beinhaltet, dass man auch mal schaut was rechts und links vom Weg passiert. So jedenfalls habe ich meine Recherchereise nach Liberia verstanden.

Die folgenden Seiten sind eine geordnete Sammlung von Reportagen, Interviews, Kolumnen, Berichten und Protokollen, in denen ich meine Recherchen zum Polizei- und Justizsektor in Liberia präsentiere, aber auch berichte, wie ich das Land, seine Menschen und deren Mentalität sowie die gesellschaftliche Entwicklung wahrgenommen habe. Da meine Sichtweise stets auch eine persönliche ist und von dem, was ich in Liberia erlebt habe, nicht künstlich getrennt werden kann, scheue ich mich nicht, immer wieder in der „Ich“-Form zu erzählen.

Es soll hier auch nicht in erster Linie um die strenge Einhaltung bestimmter Regeln für journalistische Stilformen gehen (wer immer meint, die festlegen zu dürfen), sondern darum, zu informieren und zugleich zu unterhalten. Ich hoffe, das ist gelungen.

## **2. Im Land – Ankommen und lernen**

### **2.1 Die Wiederentdeckung des Vertrauens**

Das Flugzeug schwebt nicht sanft nach unten, sondern der Pilot senkt in ruckartigen Stößen die Höhe ab. Am Ende setzt die Maschine eher unsanft auf dem Boden auf. Während ich in den Stunden vorher noch cool in Denis Johnsons Liberia-Buch „In der Hölle – Blicke in den Abgrund der Welt“ gelesen und ansonsten geschlafen habe, ist nun auf einmal all die Unsicherheit zurück. Oder, um es mit einem klaren, ehrlichen Wort zu benennen: die Angst.

Wird tatsächlich ein Taxifahrer mit einem Schild mit meinem Namen drauf vor dem Flughafen stehen, um mich abzuholen? Und: Ist das wirklich sicherer, als einfach irgendeinen Fahrer zu nehmen? Immerhin, den Fahrer hat mein Vermieter geschickt, den ich nicht kenne – und den mir ein Deutscher in Monrovia vermittelt hat, mit dem ich auch nur via Email Kontakt hatte. Sollte ich es bis zu meinem Apartment schaffen, ist die spannende Frage, was mich dort erwartet. Vielleicht hätte ich es – mangels Alternativen – nicht einfach so nehmen sollen, sondern ein paar kritische Fragen ansprechen: Gibt es Strom und Wasser? Gehören Ratten zu den Haustieren? Zu spät.

Erst mal muss ich durch die Passkontrolle – für mich kein ganz unkritischer Punkt, nachdem mein Visum nach vielen Tagen der Dreieckstelefonate zwischen mir in Köln, der liberianischen Botschaft in Berlin und dem liberianischen Informationsministerium in Monrovia erst in letzter Minute ankam. Die Frau in dem Verschlag beäugt meinen Pass kritisch. Oder guckt sie doch nur gelangweilt? Jedenfalls gibt sie ihn mir nach einer Minute zurück, nickt und zeigt auf den Weg zum Gepäckband.

Richtig, durch den Zoll muss ich ja auch noch. Auf dem Zoll-Wisch, den sie im Flieger verteilt haben, steht übrigens, es sei strikt verboten, ohne Sondergenehmigung auch nur irgendwelche Medikamente ins Land mitzubringen. Natürlich ist mein Koffer wie der jedes anreisenden Mitteleuropäers voll bis obenhin mit Medikamenten – vom Mittel gegen Durchfall bis hin zur Malaria-Prophylaxe. Während ich noch rätsele, wie viel Schmiergeld

mich das am Ende kosten könnte, erbarmt sich meiner ein Flughafen-Mitarbeiter, der meine Verlorenheit erkennt. „Du hast dein Gepäck?“ fragt er. „Dann roll den Koffer rasch durch den Zoll – und halt auch nicht an, wenn dir jemand hinterherruft.“ Er sieht meinen fragenden Blick und macht eine abwinkende Handbewegung, als wollte er sagen: „Du glaubst doch nicht, dass die Frau da sich die Mühe macht, dir hinterherzurennen.“

Und: Er hat Recht. Draußen ist es dunkel – thanks again, Brussels Airlines, for changing my flight without asking me –, so dunkel, dass ich ganz nah an die wartende Menge gehen muss, um die vielen Schildern mit Namen lesen zu können. Da ist es: „Peter, Tobias“. Und Uche, mein Fahrer, nimmt in Windeseile meinen Koffer und trägt ihn zum Wagen. In den folgenden 40 Minuten werde ich die drei goldenen Regeln des liberianischen Straßenverkehrs erlernen. Erstens: „Mach den Knopf runter, damit wir nicht überfallen werden“, sagt Uche. Zweitens: Der Rücksichtsloseste gewinnt. Uche ist ein Gewinner, der größte Gewinner aller Zeiten. Und, drittens, merke: Nur weil ein Auto Gurte hat, ist es noch lange nicht gesagt, dass irgendwas da ist, wo man ihn reinstecken kann.

Damit sind wir bei dem gewissen Etwas angekommen, das jeder Liberia-besucher mitbringen sollte: Vertrauen. Kein blindes Vertrauen, aber doch der Glaube, dass schon irgendwie alles gut gehen wird. Und so geschieht es dann auch. Mein Apartment im Haus meiner liberianischen Gastgeber ist größer als meine Wohnung in Köln. Strom ist da – es sei denn, er fällt für den Rest der Stadt auch aus. Die Haustiere sind Hunde und außerdem eher Hoftiere, weil sie nicht ins Haus dürfen. Und: Das liberianische Bier schmeckt gut.

## 2.2 Ohne Strom, unter Strom

Gleich zu Beginn möchte ich über jemanden erzählen, der mich beeindruckt hat. Sein Name ist Lennart.

Lennart ist schmal und klein, sicher noch einmal einen ganzen Kopf kürzer als ich. Seine Zähne stehen weit vor. Er trägt eine Jeans, ein kurzärmeliges Hemd, an den Füßen Sandalen und unter dem Arm einen weißen Tablet-Computer, als er mir entgegen tritt. Lennart holt mich bei meinem Apartment ab, weil ich bislang noch nicht allein Taxi in Monrovia gefahren bin. (In der Stadt quetschen sich an bestimmten Haltepunkten immer fünf Fahrgäste auf vier Sitzen in ein Taxi, um gemeinsam eine weitgehend festgelegte Route zu fahren. Gar nicht so schwer, aber ein Neuling aus Europa muss das ja trotzdem erst mal klar kriegen.)

Lennart Dodoo ist einer von zwölf Journalisten, die bei der Zeitung „Insight News & Features“ in der liberianischen Hauptstadt arbeiten. Druckauflage: etwa 1.000 Stück. „News Editor“ steht an seiner Tür – auf einem kleinen aufgeklebten Papierzettel. Das Büro ist ein kleines Rechteck, etwa 1,5 Meter mal 1,5 Meter. Ein Schreibtisch, zwei Stühle und ein Kabel, um einen Laptop anzuschließen. Es ist düster, nur ganz oben gibt es eine Art schmales Fenster zum Gang.

Der 26-Jährige – halb Ghanaer, halb Liberianer – arbeitet hier fast jeden Tag, oft mehr als zehn Stunden, für einen Monatslohn, der sich in etwa auf das beläuft, was ich am Tag verdiene. Es sei schwierig für die Zeitung, Anzeigen aufzutun – schon, weil es kaum Unternehmer gebe, die welche schalten könnten. Und wer es könnte, mache es dennoch oft nicht, weil die Konkurrenz fehle. Die eigene – handfeste – Medienkrise in Deutschland kommt mir auf einmal irgendwie kleiner vor.

Er sagt, er wisse nicht, ob er es sich für immer leisten wolle oder könne, als Journalist zu arbeiten. Aber der Job sei wichtig gerade für eine junge Demokratie – auch und gerade, um Verbesserungsvorschläge zu machen. „Zu viel von dem internationalen Geld im Land geht in Projekte, von denen zu wenige profitieren“, sagt er. „Wir müssen so viel wie möglich in die Schulbildung stecken.“

Und was denkt er über die vielen Berichte über Korruption im Land, zum Beispiel in Polizei und Justiz? „Die Journalisten schreiben und schreiben – aber es hat sich viel zu wenig geändert in den vergangenen Jahren.“ Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf wolle in die richtige Richtung. „Aber es wird wohl eine neue Generation mit einer ganz neuen Einstellung brauchen, damit sich wirklich etwas ändert.“ Zu viele hätten sich an die Korruption gewöhnt, sie sei Teil der Kultur geworden. Frustriert es ihn nicht, dass es nicht schneller vorangeht? Lennart zuckt mit den Schultern. Er beklagt sich nicht. Er macht einfach seine Arbeit.

Würde Hollywood einen Film über den liberianischen Journalisten drehen, dann würde die Produktionsfirma den Streifen vielleicht pathetisch „Lennart – Kämpfer im Dunkeln“ nennen. Was allein schon wegen des ohnehin düsteren Büros zutreffend wäre. Andererseits könnte hier niemand einen Film drehen – eben genau, weil allein während unseres einstündigen Gesprächs im Büro zweimal der Strom ausfällt. Lennart spricht dann ganz selbstverständlich weiter, als sei nichts geschehen. So, wie er es übrigens auch für selbstverständlich gehalten hat, auf der Fahrt in sein Büro als Gastgeber das Taxi zu bezahlen.

Ich kann mich nur wehren, indem ich ihn nachher zum Essen einlade. „Wohin willst du gehen?“ fragt er.

„Keine Ahnung – irgendwas, wo es liberianisches Essen gibt“, antworte ich.  
„Bist du bereit, alles auszuprobieren?“  
„Alles, was mir hinterher keine Magenprobleme verursacht.“  
Lennart nickt. Und ich kann mich auf sein Urteil verlassen.

### 2.3 Der Traum vom Norden

Ich bin jetzt Fußballmanager. George hat das entschieden, als er mich am Strand von Monrovia spazieren gehen sieht. Der 16-Jährige, der ein bisschen kleiner ist als ich, kommt auf mich zu, streckt mir höflich aber entschieden die Hand entgegen und fragt, ob ich mich für Fußball interessiere. Klar, sage ich.

Er sei ein sehr guter Spieler, erklärt George. „Ich bin hart in der Defensive, aber ich spiele auch stark nach vorn. Willst du mein Manager sein? Du könntest mir in Deutschland einen Vertrag besorgen, bei Bayern München oder vielleicht bei Borussia Dortmund.“

„Weißt du, George“, sage ich. „Das Problem ist, dass da keiner auf mich hören würde. Die wissen, dass ich gar kein Fußballmanager bin.“ George lässt sich davon nicht entmutigen. „Dann bring mich ins Land – und ich kümmere mich um den Rest. Ich kann ja auch erst mal Zweite Liga spielen oder so. Ihr habt doch eine Zweite Liga, oder?“

„Haben wir. Aber ich kann nicht einfach so jemanden ins Land bringen“, antworte ich. „Wieso?“, fragt George. „Du bist doch von da, also wirst du mich doch wohl noch mitbringen können.“

Jeder Europäer, der einige Tage oder Wochen in Liberia ist, sollte sich schnell an solche Gespräche gewöhnen. Der Großteil der Bevölkerung in dem westafrikanischen Land ist nach 14 Jahren Bürgerkrieg vor allem eins: arm. Auch wenn das Land jetzt seit einigen Jahren von Ellen Johnson Sirleaf, der ersten demokratisch gewählten Präsidentin Afrikas, einigermaßen solide regiert wird, fehlt es für die meisten Menschen an allem: an Nahrungsmitteln, Medizin, Strom und fließendem Wasser.

Viele Straßen sind nur Erdpisten und in der Regenzeit oft kaum befahrbar. Von dem Rohstoffreichtum des Landes hat die normale Bevölkerung nie profitiert, stattdessen waren Gold und Diamanten, wie so oft in Afrika, Treibstoffe des Krieges. Liberia ist uneingeschränkt Dritte Welt. Vielleicht auch Vierte oder Fünfte.

Liberia ist ein Land mit einer ungewöhnlichen, spannenden Geschichte. Es gibt hier eine lange Historie der Ausbeutung, aber es ist nicht die Ausbeutung von Schwarzen durch Weiße, sondern von Schwarzen durch Schwarze.

Das Land wurde von freigelassenen Sklaven aus den USA gegründet, die für viele Jahrzehnte die eigentlich einheimischen Stämme von der poli-

tischen Herrschaft ausschlossen. In einem Satz: Die einstigen Sklaven schwangen sich zu den neuen Herren auf. Das ist die politische Grundkonstellation, die in der blutigen Geschichte von Putsch, noch mal Putsch und Bürgerkrieg mündete.

Liberia ist eine archaische Gesellschaft. Es läuft nach dem Willen des Stärkeren – und der Stärkere ist derjenige, der das Geld hat. Seitdem der Bürgerkrieg vorbei ist, sind die Unterschiede zwischen Arm und Reich nicht geringer geworden. Diejenigen, die es sich leisten konnten, während der Kriegsjahre in die USA oder nach Europa zu fliehen, sind jetzt zurück und bilden erneut die Oberschicht.

Ich habe mich in der Hauptstadt bei sehr freundlichen Liberianern der mittleren Oberschicht eingemietet, wobei der Hausherr seine Kindheit in der Schweiz verbracht hat und ein exzellentes Deutsch spricht. Nur wenige Blocks entfernt wohnen die Menschen in Wellblechhütten. Die Menschen sitzen, essen, leben im Dreck.

„Soll ich dir eine Frau besorgen?“ fragt mich ein Jugendlicher in knielangen Hosen aus der Nachbarschaft. Er sieht aus wie ein 16-Jähriger, könnte aber auch 14 oder 18 sein.

„Wie bitte?“ frage ich – halb aus Überraschung, halb, weil ich tatsächlich nicht sicher bin, ob ich das vernuschelte liberianische Englisch richtig verstanden habe.

„Eine Frau“, sagt er. Dann steckt er den Zeigefinger seiner rechten Hand in die linke Faust, zieht ihn rein und wieder raus – um mir zu zeigen, was man mit einer Frau so alles machen kann.

„Nein, danke“, sage ich.

Er macht einen gedehnten „Ah“-Laut, lacht und sagt: „Ach so, ich soll dir lieber einen Typen besorgen.“

„Nein, danke“, sage ich noch einmal. Er blickt mich mit einer Mischung aus großer Überraschung und noch größerem Unverständnis an. Da kommt dieser weiße Typ von so weit hierher – und dann will er sich von all seinem Geld noch nicht mal einen Menschen kaufen, mit dem er im Bett oder sonst wo machen kann, was er will! Zur Hölle, wie seltsam ist der denn drauf! Ist diesem Mann irgendwie zu helfen?

Weißer werden in Liberia höchst selten schräg angeschaut – wir haben hier ja keine hässliche koloniale Geschichte. Wer eine Schule besucht, wird jubelnd empfangen – vielleicht auch aus der Hoffnung heraus, er brächte Geld mit. Klar ist jedenfalls: Wo immer ich hier, allein unter Schwarzen, hinkomme, sehen die Menschen in mir nicht zuletzt die Geldquelle, den Kunden oder gleich die Rettung. Es ist ja – verständlicherweise – unmöglich, hier Jemandem zu erklären, dass man im eigenen Land gar kein Superreicher mit unerschöpflichen Ressourcen ist.

Ich bin der Weiße. Und damit bin ich das potenzielle Ticket in eine bessere Welt. Wie heißt du? Kann ich da arbeiten, wo du gerade wohnst? Wann fliegst du nach Hause? Nimmst du mich mit? Kann ich dann bei dir wohnen? Es sind die Standard-Fragen. Und: Wer könnte sie den Menschen übel nehmen? Sie suchen ihren persönlichen Ausweg hin zu Wohlstand und Glück – und wenn der zufällig auf Turnschuhen und mit einer Brille am Strand entlanggeht, warum dann zögern?

Ich bin 34 Jahre alt. Ich bin in einem westdeutschen Reihenhaus aufgewachsen, mit einem gepflegten Garten, in dem ich unbehelligt spielen konnte – auch wenn Fußballspielen im Garagenhof attraktiver war. Ich habe das Gymnasium besucht, gebührenfrei studiert und war auch (weniger gebührenfrei) ein Semester lang in den Vereinigten Staaten. Heute habe ich einen Job, von dem ich gut leben kann. 34 Jahre Wohlstandsgesellschaft. Wer sieht, mit wie wenig viele hier auskommen müssen, weiß: Ich könnte mich über mein Leben nicht beschweren, wenn ich morgen tot umfallen würde.

Das ist das eine. Das andere ist: Ich hab mich als Jugendlicher eine Zeit lang in einer Asylbewerber-Beratungsstelle engagiert. Ich weiß also nur zu gut, dass es keine Lösung ist, hier jemanden in den Koffer zu packen. Ich versuche, das Einzelschicksal nicht wirklich an mich heranzulassen – und doch berührt einen jedes Gespräch auf eine andere Art und Weise.

So wie das mit Thomas. Er ist Kellner auf der Dachterrasse des Hotels, auf der ich am frühen Abend ein Bier trinken möchte. Weil noch nicht so viele Gäste da sind, kommen wir ins Gespräch. Der 24-Jährige mit der schmalen Krawatte erzählt von den Kriegsjahren in seiner Kindheit, dann fragt er nach Deutschland. Ich berichte, dass es dort jetzt viel kälter ist, ich es aber vermisse, mit meinen Freunden in einer wohltemperierten Halle Kicken zu gehen. Wir reden und reden. Es fühlt sich vertraut an, obwohl wir uns gerade erst kennengelernt haben.

Dann rückt er mit der Sprache raus: Er würde gern in Deutschland studieren, sagt Thomas. Ob ich ihm ein Stipendium empfehlen könne? Ich schaue mit meinem Handy im Internet nach, nenne ihm ein, zwei Adressen, sage aber auch: „Du solltest vielleicht eher nach amerikanischen Universitäten schauen. In den Vereinigten Staaten haben sie zwar hohe Studiengebühren, aber auch mehr Stipendien, die wirklich alle Kosten decken. Und: Du spricht Englisch, aber kein Deutsch.“

Doch Thomas will jetzt nach Deutschland, mit mir. „Ich lerne Deutsch einfach. Mir hat gefallen, was du über das Land erzählt hast“, sagt er. „Nimm mich mit – dann schaue ich weiter. Ich kann hart arbeiten. Ich schaffe das.“

Verdammt, es wird nicht leicht, ihm seinen Traum vom Norden auszurenden. Ich zucke mit den Schultern, ratlos, wie das Gespräch weitergehen soll. „Der einzige Weg, wie ich dich mitnehmen könnte, wäre, wenn wir heiraten

würden“, sage ich. „Und du weißt, dass das nicht geht.“  
 „Wenn wir heiraten, kannst du mich mitnehmen?“ fragt er.  
 „Thomas, wir sind zwei Männer, wir können in Liberia nicht heiraten.“  
 „Soll ich dir meine Schwester vorstellen?“ fragt er.  
 „Nein, ich werde hier niemanden heiraten“, sage ich. „Glaub mir, das mache ich nicht.“  
 „Gibst du mir dann wenigstens deine Telefonnummer?“  
 Der Teufel auf meiner einen Schulter sagt: „Gib sie ihm nicht, er wird dich nur nachts anrufen und nerven.“ Der Engel auf der anderen: „Gib sie ihm nicht, du machst ihm nur falsche Hoffnungen.“ Ich zücke einen Stift und notiere meine liberianische Nummer auf dem Blatt Papier, das er mir hält.  
 „Thomas“, sage ich, „ich gebe dir gern meine Nummer. Aber ich will ehrlich sein: Ich werde dich nicht aus Liberia rausbringen. Das musst du wissen.“  
 Er richtet den Blick auf den Boden. Dann schaut er wieder auf und sagt.  
 „Wenn ich dich anrufe, dann nur als Freund. Nicht weil ich Geld von dir will oder so.“  
 „Du bist ein netter Kerl“, sage ich. Ich lasse mir die Rechnung bringen, zahle und gehe. Wir wissen beide, dass wir nie wirklich Freunde sein werden.

## 2.4 „Hey Kleiner, leg dich über mich“

„Mit einem Taxi nach Paris, nur für einen Tag. Mit einem Taxi nach Paris, weil ich Paris nun mal so mag.“ Wenn ich auf längeren Auslandsaufenthalten bin und damit auch die eigene Sprache ein Stück weit hinter mir lasse, meldet sie sich meist irgendwann zwischendurch auf eine bizarre Art und Weise zurück.

Nein, ich bin nicht auf dem Weg nach Paris. Aber als ich in Sinkor ins Taxi steige – in dem recht gehobenen Stadtteil, wo ich wohne, aber auch viele Hilfsorganisationen residieren –, um in die laute, schmutzige, belebte Innenstadt von Monrovia zu fahren, meldet sich plötzlich dieser Song in meinem Kopf. Vielleicht, weil er ja auch den Traum von der schnellen und bequemen Mobilität erzählt. Von der ist in der liberianischen Hauptstadt tatsächlich noch nicht viel zu spüren.

Man nehme Dritte-Welt-Infrastruktur, verbinde sie mit dem Mobilitätsbedürfnis der Menschen in einer Millionenstadt und man erhält: den Verkehrsinfarkt, aber auch die sich beständig wiederholende Wiederbelebung. Und auf jeden Fall viele Erlebnisse. Mit anderen Worten: man erhält nicht immer das, was man will, erst recht nicht dann, wenn man es will – aber irgendwas erhält man auf jeden Fall.

Das Sammeltaxi ist das billigste, aber auch unbequemste Fortbewegungs-

mittel hier. Wer mitfahren will, stellt sich an strategischen Punkten am Tubman Boulevard auf, der wichtigsten Straße in Monrovia. Wann immer ein Taxi vorbeikommt, in das sich noch irgendwie jemand quetschen kann, darf einer zusteigen. Ich persönlich bin zu dem Ergebnis gekommen, dass ich nicht mit mehr als sechs Leuten in einem normalen Pkw fahren werde. „Hey Kleiner, leg dich über mich!“ – dieses Angebot einer, nun ja, kräftigen Frau in einem bereits überbelegten Auto habe ich mit einem freundlichen Lächeln, aber auch mit einer klar abwinkenden Handbewegung abgelehnt.

Es gibt nicht viele Europäer hier, die mit den Liberianern Taxi fahren – was auch daran liegen dürfte, dass die meisten Europäer hier über ein größeres Budget verfügen als ich. Viele halten es aber auch für zu gefährlich. Als ich meinen liberianischen Vermieter darauf ansprach, hat er gelacht. „Was soll denn daran gefährlich sein, außer dass es in so einem Taxi ganz schön heiß werden kann?“ fragte er.

Rational betrachtet, ist diese Einschätzung einigermaßen zutreffend: Da müssten sich ja gleich mehrere, zufällig zusammengefundene Fahrgäste spontan zusammentun, um dann in Komplizenschaft den Weißen im Wagen auszurauben. Der davon abgesehen ja in der Regel nicht sein gesamtes Privatvermögen bei sich trägt. Überfälle können natürlich trotzdem passieren. Wie überall auf der Welt.

Was der Fahrgast aber auf jeden Fall einkalkulieren sollte, ist die Möglichkeit von Ohrenscherzen. Bisweilen wird in so einem Taxi so laut kommuniziert wie auf einem Markt. Mit dem Fahrer als Marktschreier und dem Rest, der dazwischen ruft. Es wäre schön, wenn ich das liberianische Englisch besser verstehen könnte – es verschluckt viele Buchstaben, setzt dafür aber als Glasur einen fremden, westafrikanischen Klang auf die verbliebenen. Aber auch so erhalte ich eine schrille Show.

Wenn ich aussteigen will, steuert der Fahrer am Haltepunkt an den äußersten Rand der rechten Straßenseite, ich drücke ihm 50 liberianische Dollar in die Hand und schlängele mich aus dem engen Gefährt heraus. Bisher hat mir noch jeder Fahrer hinterhergerufen: „Vergiss dein Wechselgeld nicht.“ Ich nehme es nie. Die Fahrt kostet eigentlich 20 liberianische Dollar. Das entspricht einem Viertel US-Dollar. Der Fahrer hat in der Kasse eine Menge Papier. Viel Geld ist es nicht.

Was definitiv gegen die Sammeltaxis spricht, ist, dass womöglich längere Zeit keines anhält, weil alle bereits überbelegt sind. Mir ist das passiert, als ich einen Termin hatte, der zu Fuß nicht viel mehr als 20 Minuten von meinem Apartment entfernt war. In der liberianischen Mittagshitze kam ich trotzdem so verschwitzt an, als wäre ich nicht halbwegs gemächlich gegangen, sondern als hätte ich 90 Minuten Fußball gespielt. Mein Interviewpartner fragte: „Mein Gott, du siehst fertig aus. Wie bist du hergekommen, bist

du Motorradtaxi gefahren?“

Das ist – neben der Option, gelegentlich einen privaten Fahrer zu engagieren – das noch verbliebene Mittel der Fortbewegung. Ich persönlich halte – no offence, liebe Biker – Motorradfahren normalerweise für ein recht bescheuertes, unnötiges Risiko. Und, sagen wir mal so, ich habe schon sicherere Verkehrsverhältnisse als in Monrovia gesehen. Aber Stefan, ein Entwicklungshelfer, meinte, er hätte eventuell noch einen Helm für mich. Darüber muss ich dann doch mal nachdenken.

Denn mit dem Motorrad heißt es: ab durch die Mitte. Was für ein Traum! Alles steht, aber die Maschine, auf der ich sitze, fährt – wenn auch nicht nach Paris.

Aber, ganz ehrlich, wer wollte da schon hin?

## 2.5 Gebeamte Burger und Transvestiten

Da steht er also vor mir: ein kleiner, saftiger Burger in halbwegs festem Weißbrot. Die Pommes sind labbrig. Dafür sieht der Krautsalat aus, als wäre er genau so gerade in Deutschland oder den USA zubereitet worden – und sogleich wurde er nach Liberia gebeamt. Vielleicht erklärt das auch den stolzen Preis von 20 US-Dollar.

Ein Essen, das ich mir kürzlich einmal gegönnt habe, nachdem ich mir in einem äthiopischen Restaurant den Magen verdorben hatte und einen Tag lang auf Nummer sicher gehen wollte. Auch wenn dieser überteuerte Fleischbratling in etwa so gut zu Liberia passt wie ein Transvestit auf einen CSU-Parteitag – wobei der Transvestit dort eine bewusstseinsweiternde Funktion erfüllen würde, was man von dem Burger hier auf dem Tisch beim besten Willen nicht sagen kann.

Serviert wurde das Ganze übrigens in einem der Hotels hier, die westliche Standards erfüllen (Klimaanlage, Internet – und im Zimmer funktioniert tatsächlich alles). Und die dafür allen Ernstes gut und gern 200 US-Dollar die Nacht berechnen. Schon mehr als einmal habe ich mich gefragt, was die Europäer, Amerikaner, Asiaten, aber auch manche Afrikaner in den hübschen Anzügen hier in diesem armen Land wohl für Geschäfte treiben müssen, um einen Daueraufenthalt in einem solchen Hotel zu finanzieren. Aber das ist noch mal ein anderes Thema.

Etwas essen zu gehen – wenn man sich nicht unter höchst zweifelhaften hygienischen Bedingungen etwas an der Straße kaufen möchte – ist in Monrovia nicht so spottbillig wie beispielsweise Taxi zu fahren. Aber man kann für drei bis fünf US-Dollar in einem einheimischen Restaurant ein Mittagessen bekommen.

Es gibt dann meist einen Berg Reis, eines der Hauptnahrungsmittel der Menschen im Land und in einem zusätzlichen Topf einen Berg Fleisch in irgendeiner Soße dazu. Das Fleisch ist oft knorpelig und hängt an schweren, aber auch ebenso schwer identifizierbaren Knochen. Ehrlich gesagt bin ich nicht wirklich sicher, ob alles, was mir hier schon als Rindfleisch verkauft wurde, wirklich Rindfleisch war. Andererseits hat es immerhin nicht die gelegentlich viel zu weiche Konsistenz von deutschem Kantinenfleisch, die einem die Frage nahelegt, ob es sich überhaupt um Fleisch handelt. Oder um irgendeinen Brei, über den man auch nichts weiter wissen will.

Da Monrovia direkt am Meer liegt, ist auch Fisch sehr empfehlenswert. Er landet stets neben einer kleinen Portion Reis und einer noch kleineren Portion Salat als Ganzes auf dem Teller, was mir sympathisch ist. In Deutschland ernähre ich mich – nicht ausschließlich, aber doch weitgehend – vegetarisch. Und ich finde, wenn man ein Tier isst, kann man es dabei ruhig auch ansehen. So ganz normal ist es ja nicht, dass in Deutschland manche Kinder glauben, das Fischstäbchen käme vom Stäbchen und nicht etwa vom Fisch, der vorher im Meer herumgeschwommen ist.

Es ist nicht ganz einfach, hier in einem Restaurant auch mal etwas ohne Fleisch oder Fisch zu bekommen. Ich habe aber zum Glück einen Bangladeschi bei mir in der Nähe gefunden, der auch das anbietet. Der erste Besuch spielte sich in diesem Restaurant, wie auch in manch anderem, in etwa so ab:

Erste Szene: Der bisher unbekannte, weiße Gast betritt den Laden. Schnell entsteht geschäftiges Treiben unter den Bediensteten. Wer weist dem neuen Kunden den Platz zu? Steht womöglich ein Bombengeschäft ins Haus?

Zweite Szene: Große Enttäuschung in den Gesichtern, als der Gast sagt, er sei gar nicht so besonders hungrig und wolle nur eine Kleinigkeit essen. Aber auch die wird in einer großen Schüssel und nach allen Regeln der Höflichkeit aufgetischt. Es handelt sich, wenn auch nicht so bestellt, um die größte Kleinigkeit der Welt.

Zahlen, Trinkgeld und so weiter.

Und nun die Schlusszene unserer kleinen Kochshow:

Nachdem der Gast mehrmals zu Besuch war, wird er freundlich aber ganz normal empfangen. Zum Bier bekommt er jetzt kein Glas mehr dazu, sondern er darf endlich, endlich aus der Flasche trinken.

## 2.6 Tänzer unser im Himmel

Lasst uns beten.

Das letzte Mal, dass ich in der Kirche meiner Kindheit war, muss mehr als 15 Jahre her sein. Es ist eine kleine evangelische Kapelle in dem Vorort von Hildesheim, wo ich aufgewachsen bin. Die Holzbänke waren hart. Und der Pfarrer machte aus Anlass des Weihnachtsgottesdienstes irgendeinen Witz, dass das heilige Gebäude schon lange nicht mehr so gut gefüllt gewesen sei.

Tina, die Frau meines Vermieters hier in Monrovia, hat mich am Sonntag mit in ihre Kirchengemeinde genommen. Das Gebäude ist etwa so groß wie die Kapelle meiner Kindheit, statt Holzbänken stehen dort Gartenstühle aus Plastik, und an den Wänden sind seitlich kleine Ventilatoren montiert. Wir sind ein bisschen zu spät, aber zum Glück finden wir noch zwei letzte, freie Plätze – wenn auch ganz hinten.

Ich bin unsicher, ob mir die kommenden zwei, zweieinhalb Stunden gefallen werden. Ich war in der Grundschule sehr religiös, vielleicht, weil ich mich als kleines Kind gern in dem großen Gott wiederfinden wollte. Als Jugendlicher wollte ich mich dann nicht mehr in irgendwas anderem wiederfinden, sondern die Welt verstehen und verändern. Ich las Marx und mehr. Ich brach mit der Religion.

Doch das soll jetzt egal sein. Es geht nun erst einmal um den Mann, der in einem braunen Umhang mit silberfarbenen aufgestickten Rechtecken erst vorn steht und dann durch die Kirchenreihen geht. Dass seine Kirche nicht unbedingt primär für die arme Bevölkerung ist, merkt man an dem Bild, das er in den Mittelpunkt seiner Predigt stellt. „Ihr kennt das, ihr steht am Flughafen von New York und ihr wollt zurück nach Monrovia – und ihr habt Übergepäck. Das wird richtig teuer.“

Lebt ohne Übergepäck, konzentriert Euch auf das Wesentliche, auf die Menschen, die wichtig für Euch sind, auf die Aufgaben, für die ihr wirklich gebraucht werdet! Das ist die Botschaft des Tages. Simpel, aber nicht unbedingt verkehrt. Und auch wenn ich alles andere als sicher bin, inwieweit sie sich die Sache mit dem Übergepäck in den von ihm in großer Zahl zitierten Bibelstellen wiederfindet, der Mann weiß seinen Text wirklich exzellent vorzutragen. Wenn er redet, ist das so, als würde er Trommeln schlagen: eingängiger Grundrhythmus, ergänzt um Variationen.

Dann die richtige Musik. Auch wenn das hier, wie Tina mir versichert hat, tatsächlich eher ein predigt-orientierter Gottesdienst ist, gehen die Menschen zu den vom Keyboard begleiteten Lobpreisungen mit, wie ich es noch nie gesehen habe. Das Mädchen mit dem Gipsbein, die nur wenige Meter von mir entfernt sitzt, bewegt ihren Oberkörper, auf einem Bein balan-

cierend, mehr als viele, die ich kenne, wenn sie in der Disco voll unter Alkohol und Wochenendhormonen stehen.

Es ist Spaß, es ist Spiel, es ist Tanzen – und ein gutes Grundgefühl. Ich komme mir noch nicht mal besonders bescheuert vor, als der Prediger fragt, wer zum ersten Mal in der Kirche sei – und darum bittet aufzustehen und zu sagen, was man an diesem Tag gelernt hat. Ich erkläre also, heimischer Akzent inklusive: „Ich bin Tobias aus Deutschland. Und ich habe gelernt, ich sollte nicht zu viel Übergepäck mit zurück nach Hause nehmen. Oder sonst irgendwohin.“ Irgendwie fühlt es sich okay an.

Natürlich ändert dieser Gottesdienst nichts für mich. Ich bin nach der rebellischen Jugendphase der Totalablehnung für mich vor langer Zeit zum Ergebnis gekommen, dass ich nicht weiß, ob es einen Gott gibt. Vor allem aber bin ich fest überzeugt, dass Gott – sollte er ein gradliniger, cooler Typ sein – es nicht wichtig findet, ob man ihn lobt und preist. Sondern wie man sich im Leben verhält. Und sollte es anders sein, okay, dann fahre ich gern mit ein paar coolen Typen zur Hölle.

Und doch: Zu sehen, wie konzentriert Tina für mich betet, als wir uns an den Händen halten, sich von der Musik tragen zu lassen und die herzliche Umarmung des Predigers nach dem Gottesdienst zu spüren, der sich über den Gast aus Deutschland freut – all das ist faszinierend schön. Ich bin ohne das Übergepäck des Glaubens oder allzu großer Erwartungen in diese Kirche gekommen. Und jetzt freue ich mich für die Menschen, die in ihr aufgehen.

Ich selber fühle mich, als stünde ich im warmen Wasser: Es ist nicht in mir, aber es berührt mich angenehm.

## 2.7 Auf einem Lärm-Teppich ins Nirwana

Ich habe im „Kölner Stadt-Anzeiger“ mal ein Porträt über die Straße geschrieben, in der ich wohne: die kleine Reinoldstraße – ein unscheinbarer Zentimeter auf dem Kölner Stadtplan, aber an günstig gelegener Stelle in der Innenstadt.

„Wenn diese Straße eine Kontaktanzeige schalten würde – zugeben, das ist unter Straßen nicht üblich, aber doch ein schönes Gedankenexperiment – dann könnte sie es sich aufgrund ihrer zentralen Lage leisten, ehrlich zu sein“, schrieb ich. Und weiter: „Ich bin keine Schönheit und auch ein bisschen langweilig, wäre dort zu lesen. Aber dafür lasse ich dich nachts gut schlafen. Bei mir herrscht Ruhe im Beton.“

In Monrovia lebe ich in einem Apartment an der Warner Avenue, an der Ecke zur 14. Straße – nur zwei Blocks vom Meer entfernt und in einer der

besseren Gegenden der liberianischen Hauptstadt. Hier würde es in einer ehrlichen Kontaktanzeige vermutlich heißen: „Ich bin so laut, dass du nicht schlafen kannst – Dein Problem, gewöhn dich dran! Es gibt eh keine bessere Möglichkeit für dich.“

In Monrovia ist es immer irgendwie laut. Tagsüber ohnehin. Da drücken die Autofahrer an jeder Kreuzung die Hupe, um zu signalisieren: „Hier komme ich – und geh mal lieber nicht davon aus, dass ich bremsen. Das könntest stattdessen ja auch einfach du tun.“ Wenn man aus dem Supermarkt kommt, rufen einem schon zwei Bettler hinterher. Oder drei. Und – mag es noch so morbide klingen – man hört, je nach Material, auch häufig mal die Krücken der einbeinigen Kriegsversehrten auf der Straße oder auf einem der wenigen Gehwege aufschlagen.

Nachts konkurriert das Sirren der Zikaden bei mir im Garten mit dem Knatzen der Diesel-Generatoren, die für eine sichere Stromversorgung sorgen sollen. Läuft der eigene Generator gerade nicht, dringt auf jeden Fall der entsprechende Lärm vom Nachbarn herüber. Auf der wenige Blocks entfernten Hauptstraße dröhnt noch immer der Verkehr. Und irgendwo um die Ecke gibt es Geschrei. Könnte ein Streit unter Prostituierten sein (die um zahlungskräftige Kundschaft natürlich gern auch gerade in einem besseren Wohnviertel wie diesem werben).

Es ist ja jetzt auch nicht so, als könnte irgendjemand die Polizei anrufen und sagen: „Hier ist es laut, jetzt sorgen Sie bitte mal für Ordnung.“ Da müssten die liberianischen Polizisten wohl sehr lachen. Zum einen, weil Lärm hier so normal ist. Zum anderen aber auch, weil die liberianischen Polizisten ja auch bei einem Anruf wegen Einbruchs schon mal sagen: „Interessant. Aber: kein Auto, kein Benzin oder kein beides. Wie sollen wir da denn jetzt allen Ernstes am Tatort vorbeischaun?“

Wer schlafen will, wer auch mal Ruhe haben will, der muss sich angewöhnen, die Geräusche hier nachts einfach als großes Nichts wahrzunehmen. So wie ja auch Fahrstuhlmusik in der Regel erst dadurch bekömmlich wird, dass man sie einfach mal ausblendet. Aber ich gebe zu: Es ist für meine europäischen Ohren nicht ganz einfach, tagsüber in den Lärm einzutauchen, diese Welt mit all ihren Geräuschfacetten wahrzunehmen, das Leben zu spüren – und dann nachts das eigene Hörvermögen abzuschalten wie ein Radio, bei dem man auf den Ausknopf drückt.

Da ich hier keinen Fernseher habe, aber wegen meiner begrenzten Internetkapazität auch das Schauen meiner deutschen Lieblingssendungen im Netz keine Option ist, habe ich übrigens einen USB-Stick mit Musik wiederentdeckt, den mir ein Verwandter – den ich aus Gründen des Anonym-Schutzes nicht namentlich nennen werde – einmal zu Weihnachten geschenkt hat.

Dabei habe ich festgestellt, dass dort Hits der 90er unverschämterweise im Ordner Oldies abgelegt sind.

Gefunden habe ich auf dem Stick zudem ein Livealbum des Kabarettisten Michael Krebs, der darauf Lieder wie diese singt:

„Das Mädchen von der Jungen Union / Macht Sex mit mir in jeder Position. / Unter dem Bild von Angela / Reitet sie mich ins Nirwana.“

Papa, das hätt' ich echt nicht von dir gedacht.

## 2.8 Ansichten einer schwitzenden Kuh

Als ich nachts aufwache, weil Regen so laut wie ein Dutzend Pressluft-hämmer auf mein Dach knallt, verstehe ich erstmals, wieso einige der Gallier in Asterix und Obelix Angst davor haben, ihnen könnte der Himmel auf den Kopf fallen. Ich stehe auf, trete ans Fenster, schiebe langsam den Vorhang vor und sehe, aller Dunkelheit zum Trotz, die dicksten Regentropfen, die mir je in meinem Leben untergekommen sind. Irgendwie sieht es einen Moment lang so aus, als wäre im Himmel ein Laster umgekippt – und jetzt würde eine Riesenladung Weintrauben vom Himmel fallen.

Die Regenzeit ist offiziell seit Ende Oktober vorbei. Hat dem Regen nur keiner gesagt. Oder er hält sich einfach nicht immer dran.

Für alle, die es nicht gewohnt sind, muss die richtige Regenzeit, die im Mai beginnt, die Hölle sein. Tropisches Klima hin, tropisches Klima her: Der Himmel ist monatelang bewölkt, der Regen fällt praktisch ununterbrochen. „Es ist sehr, sehr ernüchternd, wenn man hier zur Regenzeit seinen Dienst antritt“, hat mir ein Deutscher, der für die Vereinten Nationen im Land ist, berichtet. Tina, die Frau meines Vermieters erzählt, in ihrer Kindheit hätten sie sehr gern im Regen gespielt. „Er hat uns nicht gestört, er war ja einfach da.“ Heute seien viele dem Regen nicht mehr so zugetan. Liegt vielleicht auch daran, dass man nach der Regenzeit sein Haus jedes Mal neu streichen muss.

Diejenigen, die auf dem Höhepunkt der Trockenzeit erstmals das Land betreten haben, erzählen, es sei gewesen, als wären sie beim Ausstieg aus dem Flieger gegen eine heiße Wand gelaufen. Eine Bewegung, ach was keine Bewegung – und schon waren sie klitschnass.

Den Kampf mit der Hitze kenne ich. Wenn ich mal zu lange in der Sonne auf ein dann selbstverständlich auch noch überfülltes Taxi warten musste oder 100 Meter leichtfertig zu schnell gegangen bin, geht es los. Man kommt dann schon mal in einem Zustand zu Terminen, bei dem mir meine Fußballmannschaft, würde ich so zum Training auftauchen, vermutlich

sagen würde: „Äh, Tobias, schön dass du da bist, aber willst du vielleicht vorm Spiel schon mal duschen.“

Die Menschen hier nehmen das sehr gelassen. Sie wissen, dass Weiße, gerade wenn sie neu hier sind, oft als Kühe daherkommen: nämlich gefleckt. Kühe sind ja in vielen Kulturen sehr angesehen. Manchmal sogar heilig.

Während ich mal wieder am Strand mit den Füßen im Wasser stehe – der Strand ist wirklich der angenehmste Ort, weil hier ein kühlender Wind weht – denke ich, dass es die richtige Entscheidung war, zum Übergang von der Regenzeit auf die Trockenzeit hierher zu kommen. Die Hitze hält sich zumindest noch ein kleines bisschen zurück, und die Vegetation ist noch grün.

Mit Regen- und Trockenzeit ist das tropisch-feuchte Klima hier von zwei extremen Polen geprägt – und damit auch ein Sinnbild für die liberianische Geschichte. Das Land war immer eines der großen Unterschiede: Freigelassene Sklaven aus Amerika unterdrückten für viele Jahre die eigentlich einheimische Bevölkerung. Es kam zum Putsch, zu Chaos und Bürgerkrieg. Heute zieht sich die Trennung von arm und reich wie ein riesiger Riss durch diese Gesellschaft, die schon mehr als einmal nicht nur in den Abgrund geschaut hat, sondern hineingefallen ist.

Gute Übergänge gibt es viel zu selten.

### **3. Hauptstadt, Dschungel und zurück – Arbeiten und reisen**

#### **3.1 Im Dunkeln**

Da stehe ich also auf einem dunklen liberianischen Gehöft in Monrovia. In der Mitte befindet sich ein großes, unbeleuchtetes Gebäude, um das ich herumstolpere, weil irgendjemand hier Metallteile hat herumliegen lassen. Der ersehnte Ausweg, den ich auf der anderen Seite des Grundstücks erhoffte, ist nicht zu finden. Da ist nur eine Mauer mit einer Eisentür. Verschlössen. Ich beschließe also dorthin zurückzugehen, wo ich hergekommen bin. Zurück zu Sand und Wasser.

Hallo, mein Name ist Tobias Peter, ich bin 34 Jahre alt und – neben hoffentlich vielen anderen Begabungen – habe ich auch eine solche dafür, lustige oder auch weniger lustige Missgeschicke anzuziehen. Neulich wurde ich am Strand eingeschlossen.

Es fing damit an, dass ich am späten Nachmittag einen UN-Polizisten zum Gespräch getroffen habe. Ich saß mit dem Mann bei ihm zu Hause am Pool. Er wohnt wie viele andere UN-Leute in einem Gebäude, das zu Fuß eine halbe Stunde entfernt von mir liegt: ein Apartment-Komplex am

Strand, 24 Stunden klimatisiert, internationales Klientel, Kosten für ein kleines Zimmer rund 1.400 US-Dollar im Monat. Es ist mittlerweile nach 18 Uhr, es dämmt, man kann aber noch gut sehen.

Auch ich wohne nicht weit vom Strand, entscheide also am Wasser entlang zurück zu meinem Apartment zu gehen. Dabei habe ich zwei Dinge lernen müssen: Erstens sollte man nie die Schnelligkeit, mit der es in Westafrika noch früh am Tag von Helligkeit zu Dunkelheit umschlägt, unterschätzen. Zweitens: Die Tatsache, dass große Teile des Strandes von einer Mauer umgeben sind, in der Türen den Zugang zum Strand ermöglichen, hätte mich auf die Idee bringen können, dass diese Türen irgendwann verschlossen werden. Und das leider, leider auch schon ziemlich früh. Niemand soll hier – wie ich später erfahre – nachts seine Exkremete hinterlassen, weil es dann tagsüber nicht mehr so schön aussehen würde.

Während ich also starte, verschwindet bald um mich herum in Riesenschritten die verbliebene Helligkeit. Es ist aber noch hell genug, dass ich bemerke, wie ich nur noch an verschlossenen Türen entlang gehe. Ich weiß, es gibt bei meinem Apartment in der Nähe ein Strandstück ohne Mauer, wo ich zur Straße käme. Aber zunehmend bin ich unsicher, ob ich nicht vielleicht doch schon daran vorbeigelaufen bin. Ich versuche einige Türen zu öffnen – erfolglos. Ich hetze an langen Mauerstücken entlang und probiere, weil ich ratlos bin, schließlich die Variante mit dem Gehöft.

Ich schwitze. Anstrengung, Stress. Auch Angst? Wieso, sage ich mir trotz, ist doch mittlerweile eh keiner mehr hier am Strand, man könnte vermutlich sogar gefahrlos die Nacht über dort bleiben. Weil ich darauf aber wirklich keine Lust habe, beschließe ich, zurück zum UN-Wohlstands-Komplex zu gehen. Da komme ich als Weißer auf jeden Fall immer rein. Wenn ich da bin, werde ich einfach Uche anrufen, den Fahrer, den ich gelegentlich engagiere – und lasse mich von ihm abholen.

Ich stapfe nun also im Sand in die andere Richtung und frage mich: Wer zur Hölle hat hier eigentlich den Schlüssel zum Strand? Plötzlich sehe ich – das erste Mal seit vielleicht 20 Minuten – doch einen Menschen. Er winkt mir engagiert mit seinem farbigen Handy-Display zu. Ich beschließe, direkt auf ihn zuzugehen.

Erstens sind am Strand die Chancen, an jemandem vorbeizugehen, durch das Meer von Natur aus begrenzt. Zweitens habe ich mal irgendwo aufgeschnappt, dass Diebe einem selten mit einem farbigen Handydisplay zuwinken. Drittens: Falls es ein Dieb ist, drücke ich ihm die 20 Dollar, die ich dabei habe, in die Hand und sage: „Jetzt zeig mir den Weg raus. Falls du den auch nicht kennst, dann wenigstens hoffentlich ein paar gute Geschichten, mit denen du mich heute Nacht unterhalten kannst.“

Wir stehen nur noch einen halben Meter voneinander entfernt. Er hält mir

sein Handy entgegen und zeigt auf das Display. „Was machst du um diese Zeit am Strand?“ fragt er. Es ist bald 19 Uhr.

„Ich suche den Ausgang“, antworte ich.

„Aber warum bist du so spät noch hier?“ fragt er.

„Weil ich ihn nicht gefunden habe.“

Der Mann gehört offenbar zu einer Art Strandwacht, er bringt mich zu einem Tor, wo einige seiner Kollegen sind, und lässt mich raus. „Danke fürs Bringen“, sage ich.

Es sind noch ein paar Blocks bis zu mir. Wichtig ist, an der Straße in der Dunkelheit vor allem darauf zu achten, dass man nicht in ein Loch fällt. Hier werden nämlich gern schon mal die Gitterstäbe der Gullys geklaut.

Ich komme beim Apartment an und stelle fest: Stromausfall. Bier ist auch keines mehr da. Ach, scheiße, dann geh ich mal früh schlafen.

### 3.2 Im Schatten des Todes

Der Rebellenkämpfer läuft hektisch in dem Raum eines Behindertenwohnheims umher – und lässt den Gewehrlauf zwischen George Hassan und seinem Mitbewohner hin und her wandern. Er brüllt: „Von welchem Stamm bist du? Und du?“

„Ich bin ein Mann vom Stamm der Bassa“, antwortet Hassan. Der Bewaffnete lässt von ihm ab. „Ich bin ein Mandingo“, sagt sein Mitbewohner. Der Soldat rückt daraufhin mit dem Gewehr ganz nah an ihn heran – bis auf wenige Zentimeter. Er schweigt einige Sekunden lang. Dann sagt er: „Wenn du nicht behindert wärst, würde ich dich jetzt umbringen.“

Auch wenn es mehr als 23 Jahre her ist, erinnert George Hassan sich genau an die Waffe, die erst auf ihn und dann auf seinen Mitbewohner gerichtet war. Es war eine Kalaschnikow, eine AK 47, jenes russische Sturmgewehr, dem wegen seiner einfachen, aber robusten Bauweise Wasser, Schlamm und Wüstensand selten etwas anhaben können. Deshalb ist die AK 47 das vielleicht am weitesten verbreitete Tötungsinstrument in den Kriegen, in denen nicht irgendwo irgendjemand aus der Entfernung auf einen Knopf drückt. In denen Leben noch von Angesicht zu Angesicht ausgelöscht wird.

Der heute 42-Jährige lebt noch immer in einem Behindertenheim in Monrovia, wenn auch in einem anderen. Hassan ist von Geburt an querschnittsgelähmt. Er sitzt im Rollstuhl und kann auch seinen Kopf nur eingeschränkt bewegen, so dass dieser stets in der Schräge liegt. Als Kind wurde er zuerst von seiner Großmutter aufgezogen. Er war neun, als seine Oma verstarb und seine Mutter ihn ins Heim gab. Als die Soldaten mit ihren Kalaschnikows kamen, war Hassan noch nicht lange volljährig.

Während er erzählt, stockt ihm gelegentlich der Atem. Er spricht mal laut, mal leise, berichtet ausführlich über Details – und ist mit der überschaubaren Anzahl an Regungen, die ihm zur Verfügung stehen, voll und ganz dabei. Das unterscheidet ihn, so erstaunlich das im ersten Moment klingen mag, von den meisten Liberianern.

Vielleicht liegt das auch daran, dass er mit ihnen so wenig zu tun hat. Behinderte haben in dem westafrikanischen Land keine Lobby, werden meist von ihren Familien verstoßen. Hassans Mutter besucht ihren Sohn zumindest alle paar Monate. Hassan weiß, dass sein Heimmitbewohner im Jahr 1990 nicht aus Mitleid überlebte. Ein Behinderter war dem Soldaten die Kugel nicht wert.

Der Krieg ist das Thema, das alles in diesem Land überschattet, aber irgendwie auch in allem verschwindet. 14 Jahre lang hat der Krieg das Leben geprägt und zerstört, es gab mehr als 200.000 Tote und eine Million Vertriebene. Jeder hier hat seine eigene persönliche Kriegsgeschichte.

Es ist auch nicht so, dass die Menschen nicht darüber sprechen würden, wenn man sie danach fragt. Aber, anders als Hassan, reden sie oft mit einer erstaunlichen Distanz – als würden sie im Bekanntenkreis gerade über einen mäßig interessanten Film erzählen. Als würden sie sagen: „Da lief im Fernsehen das und das. Ist aber nicht weiter der Rede wert.“

So, wie der junge Kellner, der sagt: „Ja, das war eine seltsame Kindheit. Wir waren immer in der Hauptstadt – auch wenn wir in Monrovia zwischen den Häusern der Verwandten mehrmals hin und her gezogen sind. Es gab wenig bis nichts zu essen. Aber du gewöhnst dich irgendwie dran. Auch daran, die Toten anzusehen, über sie hinwegzusehen und sie dennoch zu riechen.“ Und dann: „Du kommst aus Deutschland? Wen findest du besser: Bayern München oder Borussia Dortmund?“

Ähnlich nüchtern spricht die 32-Jährige, die einen halbwegs vernünftig bezahlten Verwaltungsjob in Monrovia hat. Sie hat ihre komplette Jugend in den Kriegsjahren in Liberia zugebracht. „Wir sind aus Monrovia aufs Land geflohen, wo unser eigener Stamm die Mehrheit der Bevölkerung gestellt hat. Da waren wir einigermaßen sicher. Was nicht heißt, dass dort nicht Menschen gestorben wären. Es sind ständig welche gestorben. Man war halt froh, wenn man nicht dazugehörte.“

Wenn Foday Karpeh in seinem silbern glänzenden Umhang zu den Gläubigen in seiner Kirche predigt, wenn er davon spricht, dass man sich als Christ auf das Wesentliche konzentrieren und ohne allzu großes Übergepäck durch das Leben reisen sollte, ist das so, als würde er Trommeln schlagen: ein eingängiger Grundrhythmus mit vielerlei Variationen.

Der Priester, der mich mit diesem charismatischen Auftritt bei der Predigt begeistert hat, redet nun ohne Auf und Ab in der Stimme, als er bei unserem

späteren Gespräch auf meine Frage hin erzählt: „Wir lagen mit unseren Gesichtern im Dreck auf dem Boden und hatten Angst, von den Rebellen erschossen zu werden. Ich habe lange davon geträumt. Aber ich habe damit abgeschlossen.“ Mehr sagt er nicht.

Der Mann gehörte zu einer jener Oberschichtenfamilien, die als Oligarchie das Land über viele Jahrzehnte beherrscht haben. Bis die Unterschicht ihr Recht einforderte, es von denen, die so taten, als würden sie die Armen vertreten, aber auch nicht bekam – und das Land schließlich ins vollkommene Chaos stürzte. Rebellen gegen Regierung, dieser Stamm gegen den anderen. Kein Mensch mehr, dem man ganz vertrauen kann. Von der Brutalität dieser Zeit erzählt nicht zuletzt das ständige Klacken der Krücken von Kriegsverstümmelten – häufig ehemalige Kindersoldaten – auf den Straßen und Wegen Monrovias.

Ich weiß nicht, ob es sich bei den distanzierten Berichten um ein Zeichen dafür handelt, dass Geschehenes verarbeitet und damit wenigstens ein Stück weit abgeschlossen wurde, wie der Priester Foday Karpheh mir versichert. Oder ob es sich einfach um Verdrängung handelt. Ich kann die Geschichten nur anhören und nicht prüfen. Manche Liberianer sagen, in der Erzählkultur des Landes werde die Geschichte des Nachbarn auch schon mal zur eigenen. Am Ende ist das ja auch nicht entscheidend.

Ich bin für einige Wochen im Land und bilde mir nicht ein, ich könne in die Seelen dieser Menschen blicken. Ich bin hier, um zu beobachten. Verstehen? Etwas wirklich wissen? Das wäre anmaßend.

In Liberia ist kein einziger Kriegsverbrecher für seine Gräueltaten bestraft worden. Dass der ehemalige liberianische Präsident Charles Taylor, der Herr der Kindersoldaten, hinter Gittern sitzt, ist nur einer Verurteilung durch das UN-Sondertribunal für den Bürgerkrieg im benachbarten Sierra Leone zu verdanken. In Liberia gab es stattdessen eine Wahrheitskommission. Vor der berichtete dann zum Beispiel ein Kämpfer wie General Butt Naked (deutsch: „General Splitternackt“), der stets unbekleidet in die Schlacht zog, davon, wie er Menschen opferte und ihre Herzen aß. Er ist bis heute frei und predigt mittlerweile in einer Gemeinde im Norden Monrovias als Priester Nächstenliebe.

Kann es Gerechtigkeit geben in einem Land, in dem so viele am Krieg beteiligt waren? Kann man den Film vom Krieg im eigenen Kopf abschalten – und einfach ein neues Programm wählen? Wie zur Hölle sieht nur der richtige Umgang mit der brutalen Vergangenheit dieses kleinen westafrikanischen Landes aus?

Manfred Zbrzezny hat seine Antwort gefunden, eine künstlerische. Der gebürtige Hamburger war im Jahr 2003 zum ersten Mal in Liberia, als die Bürgerkriegswirren noch nicht vorbei waren. Die Liebe und der Traum, in

Afrika das ganz große Geld zu machen, gaben den Ausschlag, dauerhaft zu bleiben. Eine Familie hat Zbrzezny im Norden der liberianischen Hauptstadt gegründet, reich geworden ist er nicht. Er kann sich, so erzählt er, seit Jahren keinen Flug mehr für einen Besuch nach Deutschland leisten. Dafür hat der Schmied, der früher auch einmal für die Kölner Dombauhütte gearbeitet hat, eine interessante Idee in die Tat umgesetzt.

Er arbeitet die Teile alter Kalaschnikows, die von der Entwaffnung nach dem Krieg übrig geblieben sind, in Kunst- und Alltagsgegenstände um. Aus den Resten so mancher AK 47 werden auf diese Weise Flaschenöffner, Kerzenständer, Möbel und Skulpturen. „Es geht darum, aus den Überbleibseln des Grauens etwas Schönes zu machen“, sagt Zbrzezny, während er das Eisen glühend heiß und damit biegsam macht. „Ich setze die alte Parole um: Schwerter zu Pflugscharen.“

Und wie kommt das beim Publikum an? Amerikaner, sagt Zbrzezny, seien meist begeistert. „Die sind Waffennarren – ganz egal, was man mit den Teilen macht.“ Europäer, vor allem Deutsche, reagierten nicht selten etwas pikiert. Sie fragten schon einmal, ob es nicht vielleicht die Gefühle der Opfer verletze, aus Kriegsgerät Blumenkübel zu machen.

Die Liberianer selbst reagierten meist erst nachdenklich, dann aber positiv. Eine Frau habe ihm gesagt: „Warum solltest du nicht was Neues daraus machen? Das Metall kann nichts dafür, dass hier Krieg war. Das waren immer noch wir.“

### 3.3 Die Polizei, dein Freund und Hilfsbedürftiger

Über dem Eingang steht in großen Buchstaben „Liberia National Police“, liberianische Nationalpolizei. Das Häuschen sieht von außen aus wie eine in die Jahre gekommene Schrebergartenhütte mit abgeblätterter blauer Farbe. Drinnen sitzt Joseph Wratee an seinem Schreibtisch. Der Polizist ist in Trainingshose und Sporttrikot zum Dienst erschienen, da er nur eine Uniform hat und zu Hause Waschtage ist.

Er begrüßt mich mit einem festen Händedruck in seiner dunklen kleinen Kammer, die etwa zwei Quadratmeter groß ist. „Ich bin Joe“, stellt er sich vor. Joe hat einige Holzstühle, die er Gästen und Bürgern zum Sitzen anbieten kann. Doch er hat weder Papier noch Kugelschreiber, mit denen er einen Fall ordnungsgemäß erfassen könnte. Dafür hat der 42 Jahre alte Polizist in Brewerville, einem Stadtteil im Norden der liberianischen Hauptstadt Monrovia, gerade einen Jugendlichen in der Zelle nebenan sitzen, die noch kleiner und dunkler ist als Joes Büro.

Was war da los? Der Polizist grinst nur und winkt mit der Hand ab, wie

um zu sagen: Frag gar nicht erst, ist nicht der Rede wert. „Der hat sich ein bisschen danebenbenommen“, sagt er dann doch noch. „Aber in ein paar Stunden ist er da wieder draußen.“ Joe erklärt: „Das ist eine kleine Erziehungsmaßnahme – habe ich auch mit den Eltern so besprochen.“ Und der Delinquent? Verängstigt wirkt er jedenfalls nicht. Sein Körper ist im Düstern nur in Umrissen zu erkennen, aber als er mit seinem Gesicht an die Gitterstäbe kommt, werden jungenhafte, schelmische Züge sichtbar. Er streckt die Hände nach draußen, winkt, schneidet Grimassen und lacht laut.

Heinrich Ketelaer – ein deutscher UN-Polizist, der auch schon in Afghanistan im Einsatz war – berät Joe seit einigen Monaten bei seiner Arbeit und hält ihn für einen hervorragenden Stadtteilpolizisten. „Er zeigt, wie ein Polizist hier, aber auch anderswo in engem Kontakt zu den Menschen in seinem Ort erfolgreich arbeiten kann“, sagt Ketelaer. Joe lebe eben seit vielen Jahren in Brewerville und sei gut verwurzelt. „Er kennt die Autoritäten im Ort und sie kennen und schätzen ihn.“

Doch Joseph Wratee verdient nur 150 US-Dollar im Monat. Zu wenig angesichts ständig steigender Preise in Monrovia – erst recht, wenn man bedenkt, dass er eine Frau und Kinder zu versorgen hat. Jeder in der Regierung weiß, dass dieses Gehalt nicht reicht. Der Staat kann sich aber darauf verlassen, dass die Polizisten einen Weg finden, ihren Lohn aufzubessern – durch Korruption.

Joe will davon nichts hören, als er mir sein Revier zeigt. Jeder hier kennt ihn. Die Menschen kommen auf ihn zu, um die Hände zu schütteln. Helfen sich Polizist und Bürger schon mal gegenseitig? Mit einem zuge-drückten Auge hier und ein paar Dollar oder einer Einladung zum Essen da? „Nein, nein“, antwortet er und fügt – wie aus dem Lehrbuch – hinzu: „Ein Polizist, der Geschenke annimmt, macht einen Fehler. Er wäre dem anderen ja verpflichtet.“

Vorbei an Wellblech- und Holzhütten, an Frauen, die im Sandstaub kochen, und Kindern, die im Matsch spielen, geht es in die bessere Gegend von Brewerville. Hier gibt es Steinhäuser mit Vorgärten, es sieht auf den ersten Blick fast aus wie in Deutschland – nur dass die Pflanzen etwas bunter und ungeordneter sind als in Oer-Erkenschwick. So wie vor dem Haus von Samuel Kpakimah.

Dort hat sich die Großfamilie unter einem schattigen Baum versammelt: Das Kleinkind spielt mit zwei Hühnern, die Uroma sitzt auf einem weißen Plastikstuhl, ihr Kinn hat sie auf die Brust fallen gelassen. Kpakimah spielt mit Joe in einer Fußballmannschaft, der Polizist ist der Kapitän. Sein Mitspieler arbeitet im Finanzministerium und erzählt – anders als Joe – sehr gern und ausführlich, wie ein Polizist hier sein Geld zusammenbekommt. „Die 150 US-Dollar reichen natürlich überhaupt nicht“, sagt er. „Jeder hier

weiß, was er bei einer Verkehrskontrolle zu tun hat: immer ein paar liberianische Dollar bereithalten.“ Liberianische Dollar sind nicht viel wert. Man braucht 80 davon, um auf einen US-Dollar zu kommen. Dafür quetschen sich in ein Taxi in Monrovia meist sechs Menschen. Gibt es viele Kontrollen, läppert es sich.

Der Fußballfreund lässt sich nicht stoppen, auch wenn der Polizist mit hektischen Handbewegungen signalisiert, dass ihm die Offenheit nicht passt. Kpakimah findet das Berichtete ganz selbstverständlich und spricht weiter. „Damit ein Polizist im Sinne der Gemeinschaft arbeiten kann, müssen wir ihm schon mal helfen“, sagt er. „Die haben ja meist auch gar kein Benzin. Da muss man schon mal eine Tankfüllung spendieren, damit die Polizei auch kommen kann, wenn man sie ruft.“ Er klopf Joe auf die Schulter. „Es ist doch schlimm genug, dass du dein eigenes Mofa nehmen musst.“

Joe ist ein kleiner Fisch, einer, der ein bisschen Beute schlicht zum Überleben braucht. Er ist keiner von den großen Haien in den Ministerien, die ihre Gier nicht zügeln können. Er ist keiner von denen, die abkassieren, obwohl es ihnen besser geht als den meisten in der Bevölkerung. Und doch ist Joe Teil eines Problems, Teil eines Systems, in dem Bürger den Staat und die Polizei nur als lästigen, nervtötenden Dieb kennen. Nicht jeder spielt mit dem Polizisten Fußball und gibt sein Geld gern heraus. So entsteht kein Vertrauen in den Staat, der nach 14 Jahren Bürgerkrieg kaum noch existierte, der nun erst mal wieder versuchen muss, überhaupt ein Staat zu sein.

Liberia unternimmt diesen Versuch – trotz aller Unzulänglichkeiten – mit großem Ernst. Aber nicht immer spielen die Menschen mit. In Arthington, der Heimatstadt des brutalen Kriegsfürsten Charles Taylor, besichtigt UN-Polizist Ketelaer eine Polizeistation, die noch um einiges düsterer ist als die von Joseph Wratee. Es liegen Eisenstangen auf dem Boden, eine Tür hängt nur noch notdürftig in der Verankerung – und das wenige Licht, das durch das Fenster eindringt, lässt vor allem den Ruß an den Wänden erkennen.

Ein Mob aus Arthington und den umliegenden Dörfern hat die Polizeistation abgefackelt. „Da kamen 100 oder noch mehr Leute angestürmt“, berichtet David Bah, der direkt gegenüber wohnt. Die beiden diensthabenden Polizisten seien weggerannt. Sie stammten nicht aus der Gegend und seien erst seit Kurzem hier eingesetzt gewesen.

Die Menschen seien mit der Ermittlungsarbeit in einem Fall unzufrieden gewesen, da der Beschuldigte wieder freigelassen worden sei. „Da haben sie ihrem Unmut Luft gemacht“, sagt Bah. Ob er selbst dabei gewesen sei? „Nein, nein, so was ist nicht mein Ding“, antwortet er. Ketelaer inspiziert das Haus genau, es ist eine jener Standard-Polizeistationen, die von den Vereinten Nationen landauf, landab gebaut werden: „Es ist ein Jammer“, sagt er.

„Die war noch neu.“ Und: „20.000 US-Dollar verbrannt.“ Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Es ist heiß und stickig hier drinnen.

Im Royal Grand Hotel in Monrovia fröstelt es einen hingegen schon einmal leicht, wenn man aus der Tropenhitze eintritt. Den Raum sehr stark herunterzukühlen, ist in Afrika eine gängige Methode, seinen Reichtum zu zeigen. Joyce Frankford, die im Justizministerium das Projekt zum Ausbau der Polizei leitet, hat den Gesprächsort ausgewählt. Sie gehört zu jener Oberschicht, die es sich in den Kriegsjahren leisten konnte, in Europa oder in den USA zu leben, und die nun, aufgrund ihrer besseren Ausbildung, wieder an den Schaltstellen im Land sitzt.

Frankford hat einen guten Ruf, gilt als jemand, der wirklich etwas für die Menschen bewegen will – doch die Unterschiede zur normalen Bevölkerung sind unübersehbar. Sie trägt elegante schwarze Schuhe und ein farbenfrohes Kostüm. Sie bestellt beim Kellner einen Rotwein und beschimpft ihn wortreich, als er ihr mitteilen muss, dass die gewünschte Sorte nicht vorrätig ist. Dann gibt sie eine neue Bestellung auf und mahnt, der Wein möge nicht mit der falschen Temperatur serviert werden. Danach erzählt sie ausführlich, wie gut und unproblematisch es mit dem Aufbau der Polizei vorangehe – obwohl viele bei den UN unter der Hand verraten, dass die Ausbildungskapazitäten vorn und hinten nicht reichen.

Spricht man Frankford auf Probleme mit Korruption in Polizei und Justiz an, reagiert sie ungehalten. „Korruption ist kein Problem der Polizei, sondern unserer Kultur“, sagt sie – noch leise, aber nachdrücklich. Dann fügt sie lauter hinzu: „Wie oft habe ich schon denen, die sich beschwerten, gesagt: Nenn mir den Namen des Beamten! Aber alle halten dicht, weil es auch für den, der jemanden besticht, meist einfacher ist, das zu tun, als nach den Regeln zu spielen.“

Joseph Wratee sagt am Ende noch einmal, langsam und zum Mitschreiben: „Ich bin unbestechlich.“ Oberstes Polizeiehrenwort. Dabei unterdrückt er seinen liberianischen Akzent, bei dem die Worte oft so miteinander verschmolzen werden, dass ein Mitteleuropäer kaum noch etwas versteht. Dann fragt er, ob er ein kleines Trinkgeld haben könne – nicht für ihn, sondern für Frau und Kinder. Ich hole 20 US-Dollar aus meinem Portemonnaie und drücke sie ihm in die Hand. Er lächelt und klopf mir erst leicht, dann etwas fester auf die Schulter. Wir umarmen uns zum Abschied.

### **3.4 „Es ist wie das Spiel mit einer Voodoo-Puppe“**

Alfred Hill (27) ist Soziologe in Monrovia. Der Liberianer forscht zum Aufbau des Rechtssystems in dem früheren Bürgerkriegsland und arbeitet für internationale Organisationen.

*Herr Hill, Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf hat eine Anti-Korruptions-Kommission eingesetzt. Behebt sie damit die Probleme?*

ALFRED HILL: Nein. Die Arbeit dieser Kommission ist wie das Spiel mit einer Voodoo-Puppe – fauler Zauber. Es sticht jemand in die Puppe hinein und sagt, es werde gehörig etwas passieren. Was aber geschieht wirklich? Bei Licht besehen: sehr, sehr wenig.

*Woran fehlt es im Kampf gegen die Korruption?*

HILL: Am politischen Willen. Es ist ja nicht so, als würden keinerlei Fälle bekannt. Aber bislang ist noch kein Fall von Korruption durch ein wichtiges Regierungsmitglied vor Gericht gekommen. Dafür gibt es einen erheblichen Druck auf Journalisten, die solche Fälle öffentlich machen.

*In Justiz und Polizei sind die Probleme riesig. Geht es mit dem Aufbau des Rechtsstaats gar nicht voran?*

HILL: Es gibt eine Reihe neuer Polizeistationen. Und mit internationaler Hilfe sind zum Beispiel Richter ausgebildet worden. Es ist nicht so, als täte die Regierung nichts. Aber vieles ist und bleibt kompliziert. Bei Veränderungen ist es nicht zuletzt wichtig, die traditionellen Autoritäten in den Dörfern und Städten mitzunehmen.

### **3.5 UN-Polizist: „Das ist politisch vermintes Terrain“ (Gesprächsprotokoll)**

„Mein Name ist Werner Müller, ich bin Polizeihauptkommissar in der Bundespolizei in Karlsruhe und seit Mai 2013 für die UN-Polizeimission in Liberia im Einsatz. Ich bin Team Leader im UNPOL Project Management Team, und unser Team koordiniert mehr als 250 Projekte der liberianischen Polizei und der Immigrationsbehörde. Das machen wir zu fünft: ein Kollege aus den Philippinen, einer aus Uganda, einer aus der Türkei, einer aus China und ich.

Was tun wir also genau? Anders als im Kosovo – wo ich schon einmal im Auslandseinsatz war – machen wir hier keine Polizeiarbeit, sondern beraten die liberianischen Kollegen. Das ist auch der Grund, warum wir als UN-Polizisten zwar Uniformen tragen, aber keine Waffen. Wir sind nicht dafür zuständig, auf der Straße für Ordnung zu sorgen, falls es dort ein Problem gibt. Vielmehr sollen wir der liberianischen Polizei helfen, ihre selbst gesteckten Ziele zu erreichen.

Das Justizministerium, das anders als in Deutschland auch für die Polizei zuständig ist, hat eine Art Masterplan für die liberianische Polizei auf-

geschrieben, wohin diese sich entwickeln soll. Und für jedes der im Plan enthaltenen Projekte gibt es sowohl einen Projektmanager auf liberianischer Seite als auch jemanden von der UN, der ihm beratend zur Seite steht. Mein Team wiederum trifft sich regelmäßig mit den zuständigen Projektmanagern – und wenn es Probleme gibt, machen wir Vorschläge oder versuchen, Hilfe auf den Weg zu bringen.

Fehlt es an Geld, geben wir das an die Abteilung weiter, die für die Verwaltung der Gelder zuständig ist, die von der internationalen Gemeinschaft für Polizeiprojekte zur Verfügung gestellt werden. Gibt es Probleme mit der Arbeitsmoral – was angesichts der Bezahlung von 150 US-Dollar im Monat für einen liberianischen Polizisten und schwieriger Arbeitsbedingungen immer sein kann – geben wir der liberianischen Seite einen Hinweis und empfehlen zum Beispiel Motivationsmaßnahmen.

Um was für Projekte geht es? Da gibt es das Großprojekt der Polizeiausbildung, mit dem die Zahl der Polizisten von 4.000 auf 8.000 gesteigert werden soll. Das Problem: Die Polizeiakademie ist nicht groß genug – und auch mit einer Außenstelle, die bald die Arbeit aufnehmen soll, wird es noch viele Jahre dauern, das Ziel zu erreichen. Andererseits geht es aber auch um mittlere bis kleine Projekte wie die Idee, eine Datei mit den Daten von Straftätern, die mehrfach in Erscheinung getreten sind, anzulegen.

Na ja, und dann gibt es dabei eben die ganz alltäglichen Probleme. Erst einmal muss ein Raum gefunden werden. Dann müssen Computer her. Die Projektmitglieder müssen geschult werden, es steht generell die Frage an, wie die Kollegen, die später mit der Datei arbeiten sollen, ausgewählt und ausgebildet werden. Es ist dann auch sinnvoll mit den Polizeibehörden anderer Länder Kontakt aufzunehmen und zu fragen, wie sie die Sachen handhaben: also zum Beispiel Ghana oder Nigeria.

Mir hilft es da auch sehr, den Kollegen aus Uganda im Team zu haben. Der denkt – aus seiner eigenen Alltagserfahrung heraus – viel mehr in einfachen Lösungen als ich. Es bringt ja nichts, wenn ich ein von vorne bis hinten stimmiges Konzept entwickle, dass dann hier in Afrika aber nicht umsetzbar ist. Aber es ist natürlich auch nicht immer einfach, in einem so unterschiedlichen Team zu arbeiten – allein schon wegen der Sprache. Wichtig ist: nie so tun, als hätte man schon alles verstanden, sondern immer noch einmal nachfragen.

Wir gehen mit dem Team einmal im Monat zusammen essen: in einem Bangladeschi-Restaurant, wo dann mal so richtig aufgetischt wird. Wir sprechen aus Respekt voreinander meist nicht über Politik, es wäre ja komisch für den chinesischen Kollegen, wenn ich ihn da in Bedrängnis brächte. Auch mit dem Humor muss man in so einer internationalen Gruppe natürlich aufpassen. Der deutsche Spruch „Fünf Minuten vor der Zeit ist des Beamten

Pünktlichkeit“ kann von Menschen aus anderen Kulturen schon als eine Form der Gängelung verstanden werden.

Ich bin übrigens ganz froh, dass wir vom Project Management Team nicht für das Projekt zur Korruptionsbekämpfung mitzuständig sind. Das liegt jetzt als Sonderprojekt in liberianischen Händen und ist viel höher angesiedelt, als dass wir da in irgendeiner Form eingreifen könnten. Das ist hier auch politisch vermintes Terrain. Meiner persönlichen Meinung nach gibt es am Ende für ein solches Problem ohnehin nur die Lösung: die Polizisten gut bezahlen, dafür dann aber auch hart durchgreifen. Man muss sich ja mal klar machen, dass die Korruptionsgelder auf so einer Polizeistation auch oft aufgeteilt werden. Da halten dann natürlich alle zusammen.

Ich muss hier aber auch mal eine Lanze für die liberianischen Kollegen brechen. Die ersten vier Wochen hier in Liberia habe ich auf einer ganz normalen Station den Polizeialltag kennengelernt. Und ich muss sagen: Die Liberianer arbeiten nicht nur für wenig Geld, sondern auch unter sehr schwierigen Bedingungen. Es fehlt immer irgendwie an allem. Da jeder nur eine Uniform hat, kommen Kollegen am Washtag auch einfach in ihren privaten Klamotten zum Dienst. Da war es für mich ganz schwierig auseinanderzuhalten: Wer hier in der Station ist eigentlich Polizist und wer Bürger? Diese Haltung, auch dann, wenn bei Weitem nicht alles stimmt, seinen Dienst zu verrichten, die hat mir Respekt abgenötigt.

Eines der Themen hier ist ja auch Mob Violence, also wenn Liberianer urplötzlich das Recht selbst in die Hand nehmen und das Ganze dann in Gewalt ausartet. In meiner Anfangszeit hier war ich mit den liberianischen Kollegen mal zu einem Unfall, wo ein UN-Fahrzeug einen Mopedfahrer gestreift hat. Die Stimmung unter den Mopedfahrern dort war so aggressiv, dass der UN-Fahrer per Funk darum bat, die Unfallstelle vorzeitig verlassen zu dürfen – was ihm eigentlich nicht erlaubt ist. Ich muss sagen, als ich das Geschehen da gesehen habe, hatte ich den Eindruck: Viel hat nicht gefehlt. Da möchte man auch als Polizist wirklich nicht mittendrin stehen.“

### 3.6 Das Provinzgericht

Milton Fahnbulleh trägt einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd, keine Krawatte. So wartet er vor dem Gebäude des „Madina Magistrate Court“, einer Art Amtsgericht, auf mich: gelassen und entspannt, obwohl ich wegen des Verkehrs in der Hauptstadt Monrovia mehr als eine Stunde zu spät ankomme. Ist man erst mal aus Monrovia draußen, ist Madina noch etwa zwei Autostunden entfernt. Das Gericht liegt nicht in, sondern vor den Toren der Stadt. Weil es so auch für die anderen Städte und Dörfer besonders gut erreichbar sei, heißt es.

Fahnbulleh hat hier sein erstes Engagement als Richter. Er freut sich mich zu sehen, weil ich Deutscher bin – und seine Ausbildung von der deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) finanziert wurde. Da mir ein GIZ-Mitarbeiter an diesem Tag freundlicherweise Jeep und Fahrer zur Verfügung gestellt hat, bin ich für den jungen Juristen irgendwie einer von der GIZ – auch wenn ich ihm vor, während und nach meinem Besuch immer wieder gesagt habe, dass ich als Journalist arbeite. Er streckt mir also seine Hand entgegen und sagt mit freundlicher Stimme: „Ich bin Milton. Herzlich willkommen im Madina Magistrate Court, Tobias.“

Mehrfach haben wir vorab telefoniert, um den richtigen Termin für meinen Besuch zu finden. Ich käme am liebsten an einem geschäftigen Gerichtstag mit vielen Verhandlungen, habe ich gesagt. „Okay, kein Problem“, entgegnete Fahnbulleh – und verschob den Termin immer wieder. Bis er einen Tag gefunden hatte, von dem er sagte, es werde sicher Einiges zu tun geben. „Wann ist die erste Verhandlung?“ will ich jetzt wissen. „Lass uns erst mal in mein Büro gehen“, sagt er und klopf mir jovial auf die Schulter.

Das Gericht ist ein blau angestrichenes Häuschen ohne Strom und ohne fließendes Wasser. Bei Fahnbullehs Büro handelt es sich um einen überschaubar großen Raum mit zwei Holztischen und dazugehörigen Stühlen sowie einer kleinen Bank. Fahnbulleh teilt sich dieses Büro mit einem anderen Absolventen des Programms, in dem 60 Teilnehmer mit deutscher Hilfe für den Beruf des Richters auf der untersten Ebene ausgebildet wurden. Die Idee dabei war schlicht: auch für die Dörfer und Städte auf dem Land Richter zu haben, die – anders als die bisherigen Amtsinhaber – zumindest wissen, welche Gesetze sie anwenden.

Einen der alten Richter, die nie richtig ausgebildet wurden, gibt es hier im Gericht von Madina auch noch. Er ist Fahnbullehs Chef, der sich jedoch während des ganzen Besuchs hinter seiner Bürotür verbirgt. Oder aber er ist womöglich genauso wenig da wie der Richter, mit dem sich mein Gastgeber das Büro teilt. Fahnbulleh – der vom Aussehen her zwischen 25 und 35 Jahren ist, mir sein genaues Alter aber nicht verraten will – ist also mehr oder weniger allein zu Haus. Aber er kann für zwei oder drei erzählen.

„Es fehlt an allem“, sagt er. „An Papier, an Stiften, an Angestellten. Wenn ich jemanden haben will, der hier hilft, muss ich ihn selbst bezahlen – obwohl uns eigentlich ein Gerichtsdienstler zusteht.“ Dann lacht er. Es klingt ein bisschen aufgesetzt. Und bitter. „Wir haben hier ja nicht mal ein Auto. Wenn jemand ins Gefängnis gebracht werden muss, dann muss der Richter das in seinem Privatwagen tun.“ Dann sagt er noch einmal: „Es fehlt an allem.“ Und er sieht mich mit diesem Blick an, der nicht dem Journalisten gilt, sondern dem Deutschen, der im GIZ-Wagen angereist ist. „Hilf uns“, sagt dieser Blick.

Ich glaube Milton Fahnbulleh sofort. Klar, ich will nicht ausschließen, dass er etwas übertreibt. Andererseits: Warum sollte es den Richtern auf dem Land besser ergehen als den Polizisten, wenn es um die Ausstattung mit dem Nötigsten geht. Dennoch komme ich nach einem etwa zweistündigen Gespräch nicht umhin zu bemerken, dass Fahnbulleh neben allem anderen anscheinend noch etwas fehlt: die Fälle. Es liegen ein paar dünne Papierakten auf seinem Schreibtisch. Ich sage also: „Milton, du hattest doch gesagt, wir hätten hier einen vollgepackten Gerichtstag. Wann sehen wir denn endlich den ersten Fall?“

„Tobias, lass mich dir erst noch ein paar Dinge über unsere Arbeit erzählen“, sagt er.

„Milton, ich glaube, ich verstehe am besten, was du tust, wenn ich dich einfach mal im Gerichtssaal erleben könnte. Hast du denn gar keine Fälle heute?“

Fahnbulleh lacht jetzt wieder. Es klingt weniger aufgesetzt als beim ersten Mal, dafür umso bitterer. Na ja, sagt er. Er habe wirklich alle Streitparteien von offenen Fällen vorher kontaktiert und gebeten, heute vorbeizukommen, um mir etwas bieten zu können. „Die kommen einmal her und melden ihren Fall an“, sagt er. „Und dann passiert es immer wieder, dass sie nie wieder auftauchen, wenn es endlich daran gehen soll, die Sache zu klären. Weil sie sich dann doch untereinander geeinigt haben. Oder den Dorfältesten gefragt haben.“

Jetzt fühlen wir uns beide schlecht. Er, weil er die Wahrheit gesagt hat. Ich, weil ich so lange nachgebohrt habe. Obwohl ja genau das mein Job ist. Um die angespannte Atmosphäre wieder ein bisschen aufzulockern, frage ich ihn, ob er mir nicht trotzdem einfach mal seinen Gerichtssaal zeigen möchte. Schon gehen wir den Gang weiter und landen in einem Raum mit vielen schweren Holzmöbeln (Zuschauerbänke, massiver Richtertisch, Stühle für Anwälte und Zeugen) und einer liberianischen Flagge an der Wand. Über der Tür, die hinter dem Richterpult in einen anderen Raum führt, ist mit Klebeband ein Zettel mit der Aufschrift „Richterzimmer“ angebracht.

Als Milton sich kurz auf seinen Stuhl im Gerichtssaal setzt, habe ich die Idee, dass es ein versöhnlicher Abschluss wäre, jetzt ein Foto zu schießen. Milton lacht, diesmal fröhlich. Doch als ich gerade die Kamera angesetzt habe, reißt er hektisch die Arme hoch und ruft: „Nein, warte! Wie soll das denn aussehen: der Richter allein im Gerichtssaal? Hol doch mal schnell deinen Fahrer dazu, damit er sich auf den Platz des Zeugen setzt“, schlägt er vor. „Milton, das geht doch nicht“, sage ich noch. Doch da ist Fahnbulleh auch schon aus dem Raum gelaufen, um kurz darauf mit meinem Fahrer zurückzukommen. Es entstehen also Bilder, die der Journalismus und die Welt nicht brauchen. Ach, was soll's, denke ich, dann kann ich wenigstens

Fahnbulleh hinterher eines per E-Mail zuschicken. Als Andenken an meinen Besuch. Oder auch als Hoffnungsbild für einen gut gefüllten Gerichtssaal.

Bei der GIZ werden sie mir hinterher sagen, in anderen Gerichten sehe es ganz anders aus. Vermutlich ist das richtig, denn in Liberia ist – je nach Landstrich und örtlicher Gemeinschaft – vieles sehr unterschiedlich. Andererseits haben sie mir Fahnbulleh ja offensichtlich als Kontakt vorgeschlagen, weil sie ihn für einen guten Ansprechpartner hielten.

Warum macht man so etwas: Richter ausbilden und sie aufs Land in kleine, entlegene Gerichte schicken, obwohl man gar nicht weiß, ob sie von der Bevölkerung dort überhaupt angenommen werden? Der liberianische Soziologe Alfred Hill, der in Monrovia zum Aufbau der Justiz im Land forscht, drückt es so aus: „In den meisten Nachbürgerkriegsgesellschaften erreichen die Reformbemühungen in der Justiz meist nicht allzu schnell die untersten Instanzen. Das ist aber sehr bedauerlich, denn gerade mit diesen Gerichten hat die ganz normale Bevölkerung in der Regel zunächst einmal zu tun – ganz egal, ob es sich um Strafsachen oder Zivilprozesse handelt.“ Diesen Gerichten komme also eine besondere Bedeutung zu, wenn es darum gehe, Vertrauen in die Justiz zu schaffen.

Die Idee hinter der Richterausbildung ist also vollkommen richtig. Sie funktioniert halt nur dann nicht, wenn wirklich gar keiner zu den Richtern kommt. Fahnbulleh sagt, er wolle durch die Dörfer fahren und für das Gericht werben. Er brauche nur Geld für Benzin.

Deutschen Richtern möchte ich an dieser Stelle zurufen: Freut euch über jeden einzelnen Zeugen und Angeklagten!

### **3.7 Amnesty International prangert katastrophale Haftbedingungen an**

Die Liste der Mängel ist lang: überfüllte Zellen, fehlende Gesundheitsversorgung, verschmutztes Wasser, zu geringe Essensrationen und unhaltbare hygienische Zustände. All das prangert Amnesty International in einem Bericht an, den die Organisation 2011 nach Gefängnisbesuchen veröffentlicht hat. „Wenn ich auf der Toilette sitze, spüre ich von unten heißen Dampf aufsteigen“, berichtet ein Häftling. „Der Dampf verursacht Ausschlag – nicht nur bei mir, bei allen“, fügt er hinzu. „Ich hätte auch lieber Gefängnisse, die bewohnbar sind und in denen Menschen mit Würde leben können“, wird ein anonymes Regierungsvertreter zitiert.

Wer heute Zugang zu den Zellen hat, berichtet, es habe, etwa beim Essen, leichte Verbesserungen gegeben. Die Zustände seien aber weiter katastrophal.

### 3.8 Die Gefängnis-Lotterie

Die Geschichte, die Gladys Sinoe zu erzählen hat, klingt, als hätten zwei mittelmäßig begabte Krimiautoren unter Zuhilfenahme von Tütenwein einen absurden Plot zusammengebastelt. „Mein Sohn hat von einem Europäer mehr als 10.000 Euro geklaut. Und mein Mann steckte mit ihm unter einer Decke“, sagt die 49-Jährige und schlägt mit dem Besen in der Hand fest auf den Boden. Dann fügt sie, langsam und leise, die verzweifelten Worte hinzu: „Die beiden haben einfach behauptet, ich hätte da mitgemacht. Dabei habe ich nichts gewusst. Überhaupt gar nichts.“

Vielleicht ist es genau so gewesen, wie sie es sagt. Vielleicht hing sie doch in der Geschichte mit drin. Die liberianische Polizei hat niemals ernst zu nehmend ermittelt, bevor sie Sinoe ins Gefängnis in der Hauptstadt Monrovia steckte. Dort saß sie dann in ihrer Zelle, die nicht viel größer war als der Platz für die drei schmalen Betten, die sich die insgesamt fünf Insassen teilen mussten. „Ich durfte so gut wie nie aus der Zelle auf den Hof“, berichtet sie. „Ich wusste nicht, ob der Fall wenigstens irgendwann mal vor Gericht geht.“

Was hier passiert ist, geschieht in Liberia immer wieder. Die westafrikanische Kultur hat das Gefängnis nicht unbedingt erfunden. In der Millionenstadt Monrovia sitzen rund 1.000 Menschen hinter Gittern. Das entspricht zahlenmäßig in etwa deutschen Verhältnissen und ist viel weniger als in den USA, wo mehr als 7.000 Häftlinge auf eine Million Einwohner kommen. Aber die Frage, wer in Liberia ins Gefängnis muss, gleicht einem Lotterie-Spiel. Da zeigt jemand mit dem Finger auf einen und ruft: „Dieb!“ Und schon ist der Beschuldigte in Untersuchungshaft. Oft für viele Monate. Manchmal länger als ein Jahr.

Ernestine Dowie kennt aus ihrer Arbeit als Bewährungshelferin viele solcher Fälle. „Am absurdesten ist die Geschichte des Mannes der vier Monate hinter Gittern saß, weil er zwei Monkey Apples gestohlen hatte“, sagt die eigentlich eher zurückhaltend auftretende 31-Jährige mit fester Stimme und einem bitteren Lachen. Ein Monkey Apple („Affenapfel“) ist eine kleine Tropenfrucht, die auf den Märkten Monrovias für etwa fünf US-Cent angeboten wird. Der Täter kam in Untersuchungshaft und hatte kein Geld, einen Wärter zu bestechen, damit er ihn rauslässt. Deshalb hieß es: warten.

„Es gibt zwar theoretisch Pflichtverteidiger, aber praktisch lassen die sich im Gefängnis für unattraktive kleine und mittlere Fälle nicht blicken“, sagt Dowie. Die Konsequenz: Während ein Mordverdächtiger wenigstens eine Chance auf eine baldige Verhandlung hat, sitzt ein des Diebstahls Beschuldigter ewig hinter Gittern – ohne dass er den für ihn zuständigen Anwalt überhaupt kennt. Dowie spricht über den Missstand – und sitzt auch schon

im Auto, um im Gefängnis nach Menschen zu suchen, für die sie etwas tun kann.

Die Institution der Bewährungshilfe ist seit 50 Jahren in den liberianischen Gesetzbüchern festgeschrieben. Doch Realität wurde sie nicht vor dem Jahr 2010, als erstmals Bewährungshelfer ausgebildet wurden – mit Unterstützung der deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ), im Auftrag des Bundesaußenministeriums in Berlin. Die offizielle Version: Deutschland hilft dem ehemaligen Bürgerkriegsland Liberia, ein modernes Justizsystem aufzubauen. Die inoffizielle, nicht weniger ehrenwerte: Wir holen aus den verrotteten Gefängnissen raus, wen wir rausholen können.

Der Weg zum Gefängnis ist wunderschön und hässlich – traumhafte Strände auf der einen Seite, Wellblechhütten und modrige Holzverschläge auf der anderen. „Keine Handys, keine Fotos“, steht in großen Buchstaben auf einem Schild am Gefängnistor. Früher konnten die Mitarbeiter internationaler Organisationen ohne Kontrolle Gäste mit hineinnehmen, bis Amnesty International nach einem solchen Besuch die unhaltbaren Haftbedingungen offengelegt hat. Ich muss nun ausgiebige Gespräche mit zwei Oberaufsehern führen. Darin bekunde ich mein Interesse herauszufinden, was die deutsche Entwicklungshilfe in Liberias Gefängnissen Gutes tun kann – dann bin ich drin.

Hinter den hohen Mauern sind um den Gefängnishof einige, teils mehrstöckige Gebäude gruppiert. Auf dem Hof gibt es eine Feuerstelle, wo gekocht wird, und auch einen Brunnen. Die Häftlinge, die hier in orangefarbener Kleidung herumlaufen, sind wegen guter Führung oder aufgrund von Bestechung privilegiert. Sie können draußen arbeiten, während die meisten – wenn überhaupt – nur kurz aus ihren Zellen herausdürfen.

Vom Hof aus lässt sich anhand der vielen Arme, die aus einem einzigen Gefängnisfenster herausgestreckt werden, nur ahnen, wie überbelegt die Zellen sein müssen.

„Da sind teilweise acht Leute in Zellen, die eigentlich für vier Leute gedacht sind“, erzählt mir ein Aufseher namens Jackson freimütig. „Aber das sind alles sehr, sehr schlechte Menschen.“

Ernestine Dowie wartet währenddessen auf einer Bank, ob sie heute die Genehmigung erhält, Häftlinge zu treffen. Dafür sei gerade alles zu ungeordnet, weil viele neue Insassen gekommen seien, erfährt sie schließlich. Ich frage, ob wir uns trotzdem noch ein bisschen umschauchen dürfen. „Nein, das ist ungünstig“, antwortet der dritte Mensch, der sich mir hier als „Oberaufseher“ vorstellt. Übrigens, mein Hemd sei hinten aus der Hose gerutscht. „Das sieht nicht schön aus“, sagt er.

Das Schlimmste im Gefängnis sei nicht gewesen, auf dem nackten Boden zu schlafen und dabei an die Schultern vom Nebenmann zu stoßen, berich-

tet der 18-Jährige Trokon Seah. Das Schlimmste sei nicht gewesen, dass er so selten auf den Hof durfte. Auch nicht, dass sie sich in der Zelle zu zehnt auf engstem Raum die Toilette geteilt hätten.

„Was mich am meisten fertig gemacht hat, ist, immer vom Fünf-Sterne-General herumgeschubst zu werden“, sagt er. „Fünf-Sterne-General“ nennen die Häftlinge jene Mitinsassen, die schon lange hinter Gittern sitzen und die, mit Billigung der Wärter, das Sagen in den Zellen haben. „Die schlagen dich, die brüllen dich an, die zwingen dich, ihnen dein letztes bisschen Geld zu geben.“

Seah kam ins Gefängnis, weil die Eltern einer Minderjährigen ihn beschuldigt haben, mit ihrer Tochter geschlafen zu haben. Der junge Erwachsene bestreitet das bis heute, hat aber ein Schuldgeständnis unterschrieben. Das ist die Voraussetzung dafür, dass Bewährungshelfer tätig werden können. Wenn Ernestine Dowie und ihre Kollegen sich reinhängen, liegt der Fall dann oft einige Wochen später beim Richter, der darüber entscheidet, ob der Häftling gegen die Auflage gemeinnütziger Arbeit entlassen werden kann. Seah saß ein halbes Jahr hinter Gittern, bis die Bewährungshelfer ihn fanden: Nach insgesamt acht Monaten war er draußen. Er weiß nicht, wie lange er sonst noch auf eine Verhandlung gewartet hätte.

In der Zeit zwischen offiziellem Schuldgeständnis und Richterspruch hat Dowie viel zu tun. Sie fährt – wie auch jetzt nach dem Gefängnisbesuch – zu Verwandten und Geschädigten, um einen Interessenausgleich auszuhandeln. Das ist schon deshalb nicht einfach, weil es in Liberia – zurückhaltend ausgedrückt – nicht eben exakte Adressen gibt, sondern eher ungefähre Wegbeschreibungen.

Man braucht als Bewährungshelfer also einen guten, kommunikativen Fahrer und belastbare Nerven. Dowie ist begabt darin, sich elegant, aber praktisch zu kleiden. Ein Oberteil, das etwas hermacht, eine leichte, schwarze Stoffhose und natürlich bequeme Schuhe. Das alles sollte im Zweifel auch schnell trocknen, weil man in den Ausläufern der Regenzeit schnell mal vom Platzregen überrascht werden kann, während man zwischen Hütten hin und her irrt.

So wie heute, als die Bewährungshelferin sich unter ein Vordach flüchtet. Und, sieh an, die Frau dort kann ihr sogar das Häuschen zeigen, das sie sucht. Es ist ein dunkelgrün angestrichener Holzverschlag, in dem die Mutter eines Jugendlichen wohnt, der einer Geschäftsfrau 400 US-Dollar gestohlen haben soll. Ob sie bereit sei, ihrem Sohn zu helfen, den Schaden zu ersetzen, fragt Dowie. Die Mutter greift in ihre Hosentasche und holt einige einzelne Dollarnoten hervor und fragt: „Ist Ratenzahlung möglich?“

Dowie verspricht, mit der Geschädigten darüber zu reden. Kann der Jugendliche zurück nach Hause, falls er frei kommt? Der Richter werde wis-

sen wollen, ob auf den Sohn ein stabiles Umfeld warte. „Der Junge kommt mit seinem Stiefvater nicht klar“, sagt die Mutter. „Aber es gibt einen älteren Cousin, bei dem er wohnen könnte.“ Dowie notiert sich die Telefonnummer des Cousins, um mit ihm einen Termin auszumachen. Auch wenn er Ja sagen sollte, ist sie nicht sicher, ob das Gericht sich mit diesem Arrangement zufrieden geben wird. Aber sie will es versuchen.

Bei Glady Sinoe, die mittlerweile – wenn auch für einen sehr überschaubaren Lohn – bei dem Straßenreinigungsdienst arbeitet, bei dem sie ihre Bewährungszeit abgeleistet hat, war das alles übrigens etwas einfacher. Nach zwei Wochen in Haft machte zufällig die liberianische Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf gerade einen Besuch im Gefängnis. Sinoe erzählte dem Staatsoberhaupt ihre Geschichte. Johnson Sirleaf habe nur gefragt: „Sind denn die wahren Schuldigen hinter Gittern?“ Sinoe sagte: „Ja.“ Dann habe die Präsidentin ihre Freilassung auf Bewährung angeordnet. Mit ihrem Mann hat Sinoe sich später wieder versöhnt, aber mit ihrem Sohn wolle sie nichts mehr zu tun haben.

Die liberianische Wirklichkeit ist verrückter und vielfältiger als Krimiautoren es sich mit noch so viel Wein je ausdenken könnten.

### 3.9 Märchenwald ohne Hexe

Wenn ein Schwein ausbüxt, ist richtig was los im Dorf. Denn so ein Schwein reißt nicht nur die Wäsche herunter, die draußen zum Trocknen aufgehängt ist. Nein, es zerwühlt Gemüsebeete und hinterlässt manchen Flurschaden auf den Feldern. „Das verflixte Tier hat in Mangoma für viel Aufruhr gesorgt“, berichtet George Saah. „Aber ich habe die Sache mit dem Schwein ein für alle Mal geklärt.“

Mangoma ist eine kleine Ansammlung von Lehmhütten in der Nähe von Foya, einer Stadt im Norden Liberias, unweit von Guinea und Sierra Leone. George Saah ist 40 Jahre alt, sieht aber jünger aus. Der Mann, der in kurzer Hose und T-Shirt – beides ganz in Rot – mit anderen Einwohnern auf dem Dorfplatz sitzt, hebt die kräftigen Arme, wenn er in der Diskussion die Richtung vorgeben will.

Saah ist Vorsitzender des Komitees zur Konfliktlösung in Mangoma. Und wenn er – ein bisschen ungeschickt in der Wortwahl – sagt, er habe die Sache mit dem Schwein geklärt, meint er natürlich nicht, er habe Gespräche mit dem Tier geführt. Sondern mit seiner Besitzerin. Die hat nun offenbar eingesehen, dass sie den Schaden, den ihr Tier verursacht hat, ersetzen muss. Oder dass sie den Geschädigten zumindest dabei helfen sollte, die Gemüsebeete wieder in Ordnung zu bringen.

Die EU und das Entwicklungshilfeministerium in Berlin haben Geld gege-

ben, damit Menschen wie Saah ausgebildet werden, um Konflikte in ihren Gemeinden zu schlichten. Hier, wo 14 Jahre lang ein brutaler Bürgerkrieg wütete, vor dem viele geflohen sind, bei dem aber auch jeder irgendwie dabei war. Viele konnten nur überleben, indem sie entweder auf der Seite der Regierungssoldaten oder der Rebellen Schutz suchten.

Mangoma ist ein Bergdorf. Auch wenn es nicht von Nebelschwaden umwabert ist, sondern im Glanz der Tropensonne erstrahlt, hat der Ort etwas Geheimnisvolles. Das Ungewöhnliche, Verstörende, Bizarre liegt im Widerspruch zwischen den Jahren der Barbarei und der heutigen – wenn auch rauen – Idylle. Das Leben ohne Strom und fließendes Wasser mag hart sein, aber Mangoma ist ein Dorf, in dem sich der Alltag ungestört vom Rest der Welt vollzieht. Ausgebrannte Manager würden vielleicht Tausende Euro bezahlen, um hier zum einfachen Leben zurückzufinden. Aber solche Geschäfte kennen sie in Mangoma natürlich nicht.

Für alle, die nicht mit einem UN-Helikopter in den Norden des Landes fliegen können, ist es ein beschwerlicher Weg. Mit dem Auto dauert die Fahrt von der Hauptstadt Monrovia aus bis zu zwölf Stunden. Ich sitze im Wagen eines Entwicklungshelfers, der mir einige Projekte zeigen möchte. Schotterpisten führen durch den immergrünen Regenwald. Tiere gibt es fast nie zu sehen. Die Menschen haben im Krieg so ziemlich alles, was vier Beine hatte, aufgeessen.

In diesem großen grünen Meer mit manch anderen Farbtupfern fühle ich mich, als wäre ich im Märchenwald – aber immer nur für Sekunden. Dann schüttelt es mich. Die Autofahrt gleicht einem Computerspiel, bei dem Hindernisse zu umkurven sind. Mal schlängeln wir uns erfolgreich am Schlagloch vorbei, mal nicht. Über kleinere Löcher geht es mit voller Geschwindigkeit drüber. Im Jeep durch den Urwald, das ist wie ein Traum, aus dem man ständig geweckt wird. Als würde bei einem Kinofilm die Leinwand flackern.

Ein lauter Knall – und plötzlich funktioniert die Bremse nicht mehr. Was tun, wenn man mitten im Dschungel ist und keinen Handy-Empfang hat? Weiterfahren. Nur vorsichtig aufs Gaspedal treten, im Notfall schnell die Handbremse ziehen. Gegenverkehr ist ja eher selten hier. Schließlich kommen wir in einem mittelgroßen Ort an. Dort gibt es tatsächlich eine Werkstatt. Sagen wir, es gibt jemanden, der einige Werkzeuge hat und behauptet, er bekäme das wieder hin. Beim Aufprall im Schlagloch hat sich im Auto ein Teil gelockert, das dann die Bremsleitung beschädigt hat. Der selbst ernannte Mechaniker schweiß hinter dem, na ja, Schutz einer Sonnenbrille etwas zusammen, ein Helfer springt aufs Motorrad, um ein Ersatzteil zu besorgen. 45 Minuten später funktioniert die Bremse wieder. Noch ein paar Stunden Fahrt durch die – mittlerweile angebrochene – Dunkelheit, dann sind wir in Foya.

Ich bin im Gästehaus „Royal“ untergebracht. Wenn man das Licht auslässt, sieht man die Flecken an den Wänden nicht. Aus einem nahe gelegenen Gebäude dröhnt ohrenbetäubende Musik. Ich folge ihr. Buschtrommeln? Von wegen. Discosound mit elektronischen Beats. Während ich in dem Haus am Tresen stehe, winkt mich ein Liberianer in einem gefälschten Barcelonatrikot an seinen Tisch. „Es gibt keinen Grund, hier allein am Tresen rumzuhängen“, sagt er. „Das ist Afrika. Da ist immer ein Platz frei.“

Ich will mich bewegen. Als Weißer im Norden Liberias eine Tanzfläche zu entern ist etwa so auffällig, als würde man mit einem Ufo auf dem Reisfeld landen und als kleines grünes Männchen herausklettern. Ich deute einige Tanzschritte an, als ich ein Bier hole. Sofort bildet sich eine Traube um mich, keiner sitzt mehr – und alle wollen dem Europäer zeigen, was afrikanisches Rhythmusgefühl ist.

Mein liberianischer Vermieter in Monrovia erzählt mir einige Tage später, so ähnlich sei es ihm ergangen, als er in seiner Internatszeit in der Schweiz in die Disco gegangen sei: „Du siehst anders aus, du bist eine Attraktion. Aber bald ist alles normal.“ Ich weiß jetzt also, wie sich ein Jugendlicher aus der liberianischen Oberschicht vor Jahrzehnten in der Schweiz gefühlt hat. Na ja, wahrscheinlich ahne ich nur ein wenig davon. Egal, das nennt man wohl Globalisierung.

Die Menschen im Norden des Landes sind gelassener als die in der Hauptstadt, wo im Verkehr um jeden Meter gekämpft und vor den Supermärkten aggressiv gebettelt wird. Wer hier ein Stück Land hat, muss hart arbeiten, kann aber sich und seine Familie ernähren. Viele sind stolz, dieselben Felder zu bewirtschaften, die schon von den Urgroßeltern beackert wurden. Denen, die nicht nur Reis anbauen, sondern auch Kakao ernten, fehlt zwar oft die Geduld, um Letzteren lange genug zu trocknen – dennoch können sie einen erträglichen Preis für ihr Produkt erzielen.

Was die Menschen hier mit denen in der Hauptstadt gemeinsam haben, ist das eigentümliche Verhältnis zum Krieg. Jeder kennt die Geschichte des Landes nur zu gut, viele wissen oder ahnen, was der eigene Nachbar getan hat – aber kaum einer spricht darüber. Die Menschen auf der Dorfversammlung in Mangoma lachen, als ich sie danach frage. Nein, nein, das sei überhaupt kein Thema, heißt es von allen Seiten. Alle seien doch nur Flüchtlinge gewesen. Es gebe nur gute Menschen hier.

Nur wenige werden immerhin so deutlich wie Laurence Teyoh, der Kakaofarmer, der eine Kooperative von Bauern in Foya leitet: „Wenn jemand meine Verwandten tötet, kann ich ihm vergeben. Vergessen kann ich das nicht so einfach.“ Teyoh spricht leise und lächelt schüchtern, als wolle er seinen Worten so jede Schärfe nehmen. Was er äußert, ist aber zumindest ein Standpunkt zu diesem verdrängten Bürgerkrieg, in dem es – glaubt man

den Menschen hier – ja eigentlich nur Opfer gegeben haben kann und keine Täter. Der liberianische Dschungel wäre dann der einzige Märchenwald, in dem es das Böse nicht gibt. Es ist eine Fiktion von der Qualität einer Erzählung der Brüder Grimm, nur dass alle die Rollen von Hänsel und Gretel spielen. Die Hexe ist nirgends aufzufinden.

Konflikte gibt es natürlich trotzdem. Sei es der Streit über das ausgebüxte Schwein oder über die Frage, wo das Land des Nachbarn endet und das eigene beginnt. Müssen die Jugendlichen den Anweisungen der Dorfältesten folgen und Müll einsammeln? Um solchen Streit friedlich lösen zu können, hat die internationale Gemeinschaft geholfen, Komitees zur Konfliktlösung zu bilden wie das von George Saah in Mangoma.

Das Programm – umgesetzt von der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) – ist ein Beispiel dafür, dass man in der Entwicklungshilfe auch mit wenig Geld etwas bewegen kann. Aber auch dafür, dass man selbst mit klaren Vorgaben nicht immer erreicht, was man will. Während Saah mit einigen Kollegen die Fälle diskutiert, sitzen ein paar Frauen versteckt dahinter. Vier von neun Komitee-Mitgliedern müssen Frauen sein, so legen es die Regeln der Geldgeber fest. Warum also melden sie sich nicht zu Wort?

„Die Männer machen das doch gut“, antwortet die 28-jährige Yaka Sesay. Aber was ist die Aufgabe der Frauen? „Manchmal werden wir gebraucht, um mit anderen Frauen zu reden“, sagt sie.

„Vor Kurzem hatten wir zum Beispiel den Fall einer Frau, die ihren Mann verlassen hat.“ Warum genau wollte die Frau weg? Gekicher. Sie habe ihren Mann mit einer anderen erwischt, erklärt Sesay. „Da wollte sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. Aber das geht doch nicht. Deshalb haben wir mit ihr gesprochen und sie überredet zurückzukehren.“

Der Dorffrieden in Mangoma ist wiederhergestellt.

### 3.10 „Es ist kein gutes Leben, wenn der Krieg im Dorf wohnt“

Die Reisbäuerin Edith Sally berichtet über ihren Alltag und die Zeit von Hunger, Flucht und Gewalt

*Frau Sally, wie lässt sich ein typischer Tag in Ihrem Leben beschreiben?*

EDITH SALLY: Ach, das ist eigentlich immer sehr ähnlich. Ich stehe früh auf, wenn die Sonne kommt, und kümmere mich um alles, was im Haus und auf dem Feld anfällt. Mein Mann ist vor einigen Jahren an einer schweren Krankheit gestorben. Ich bin jetzt 40 – und meine vier Kinder sind zwischen fünf und 25 Jahre alt. Zwei Enkel habe ich schon. Ich baue Reis und Gemü-

se an. Vom Reis verkaufe ich den größten Teil. Das Gemüse essen wir meist selbst.

*In Liberia hat 14 Jahre der Krieg gewütet – auch und gerade im Norden nahe der Grenze, wo Sie leben. Wie haben Sie es geschafft zu überleben?*

SALLY: Ich bin ins benachbarte Guinea geflüchtet. Dort war ich zwar nicht zu Hause, und auch die Versorgung mit Nahrungsmitteln war schwierig, aber wenigstens war ich einigermaßen in Sicherheit. Das haben die Menschen hier eigentlich alle so gemacht. Der Krieg war hier – und deswegen waren wir weg. Es ist kein gutes Leben, wenn der Krieg im Dorf wohnt. Als die Kämpfe vorbei waren, sind die Menschen natürlich in ihre Heimat zurückgekehrt.

*Im Bürgerkrieg gibt es aber nicht nur Unbeteiligte. Belastet die Vergangenheit das Zusammenleben?*

SALLY: Nein, nein. Wir im Dorf waren doch alle Flüchtlinge. Jetzt sind wir frei. Hier sind alle nett und freundlich. Wir helfen uns auch gegenseitig bei der Ernte, wenn einer es nicht allein schafft.

### **3.11 Kannibalismus – ja, bitte!**

„Hallo“, meldet sich eine Frauenstimme, vom Ton her irgendwo zwischen krächzend, und verschlafen angesiedelt.

„Hi, hier ist Tobias. Ich möchte Thomas sprechen“, sage ich. „Er wollte mich vor einer halben Stunde abholen.“

„Ich weiß nicht, warum du anrufst“, entgegnet die Frau.

„Das ist doch die Handynummer von Thomas. Ich habe sie ja gestern gespeichert. Ich warte auf ihn“, sage ich – aber irgendwo zwischen „warte“ und „auf“ hat die Frau schon aufgelegt. Verdammt, wie geht es jetzt weiter?

Eine weitere halbe Stunde später ist der Fahrer, den ich am Tag zuvor für 9:30 Uhr bestellt habe, tatsächlich bei mir. Als ich demjenigen, der mir Thomas zuvor als besonders zuverlässigen Fahrer empfohlen hat, davon erzähle, sagt er ohne Ironie: „Was regst du dich auf? Es geht doch nur um eine Stunde Verspätung.“ Er schaut mich dabei an, als hätte ich noch nicht begriffen, dass für so viel Pünktlichkeit ja wohl echt mal ein richtig gutes Trinkgeld hätte drin sein müssen.

An dem Klischee, man würde oft erst im Ausland seine eigenen Wurzeln entdecken und zu schätzen lernen, ist vielleicht doch mehr dran, als ich mal dachte. Ja, ich bin ein deutscher Langweiler und Spießer! Wenn ich einen Fahrer für 9:30 Uhr bestelle, dann bin ich doch tatsächlich zu diesem Zeit-

punkt auch abfahrbereit – und warte auf ihn, womöglich stehe ich sogar schon vor der Tür.

Vor allem aber lasse ich denjenigen, mit dem ich mich später treffen will, nur äußerst ungern eine Stunde oder mehr über den vereinbarten Zeitpunkt hinaus warten. Auch wenn diese Leute bei meinen Entschuldigungsanrufen immer sagen: „Machen Sie sich keine Sorgen. Als Sie gesagt haben, dass Sie nicht mit einem eigenen Auto kommen, wussten wir schon, dass es völlig unklar ist, ob und wann Sie hier ankommen.“

Am erstaunlichsten finde ich, wie irritiert manch ein Fahrer reagiert, wenn man ihn nach einer halben, dreiviertel oder sogar nach einer ganzen Stunde Verspätung anruft und fragt, ob er einen womöglich vergessen habe. Nein, wie ich denn auf so etwas auch nur kommen könnte, entgegnet der Fahrer dann. Und: „Ich bin ein Profi, ich weiß, welche Fahrten ich habe.“ Nur offenbar nicht wann – oder aber, was es wohl eher trifft, dieser zeitliche Aspekt ist ihm vollkommen egal. Dennoch möchte ich mich an dieser Stelle selbstverständlich ausdrücklich entschuldigen, wenn ich irgendjemandem durch meine kleinlichen Anfragen in seiner Berufsehre verletzt haben sollte ...

Es bieten sich ja auch tolle Gelegenheiten über viele Dinge nachzudenken, während man wartet. Thomas lässt mich beim Abholen nämlich nicht nur eine, sondern mehr als zwei Stunden sinnlos rumsitzen. Nach den ersten 60 Minuten erwäge ich zwar einen anderen Fahrer anzurufen, aber bei dem würde die Zeitrechnung ja von Neuem beginnen – und ich bin in diesem Moment alles andere als sicher, ob er mich in diesem Wust nicht-asphaltierter Straßen in einem Armenviertel Monrovias finden würde.

Warum nur, frage ich mich also, bin ich nicht doch Lateinlehrer geworden? Ich hätte nach Herzenslust ein paar schlechte Noten verteilt, dafür hätte ich auf Kurstreffen kräftig mitgebechert – und so mein Ansehen in der Schülerschaft halbwegs gesichert. Und, im Ernst: Ich würde jetzt nicht an diesem entlegenen Punkt im Nirgendwo sitzen, ohne zu wissen, ob ich hier jemals wieder wegkomme!

Während ich also ein Wechselbad von Wut, Selbstmitleid, Lethargie und blanker Verzweiflung durchlebe, gelingt es mir auch endlich, eine überzeugende Theorie zu entwickeln, warum in Liberia bis heute über Fälle von Kannibalismus berichtet wird. Wenn eine größere Gruppe von Menschen wochenlang aufs Taxi wartet, können so wenigstens einige von ihnen überleben.

So muss es sein, ich bin mir sicher.

Fachmagazine dieser Welt, räumt Eure Seiten leer!

### 3.12 Statt Haus am Strand ein Krankenhaus

Dies ist die Geschichte einer Frau, die mit den Menschen, denen sie jeden Tag hilft, viel gemeinsam hat. Margret Gieraths-Nimene, 62 Jahre alt, ursprünglich aus Meckenheim, betreibt ein Krankenhaus für die Armen in Paynesville, einem Vorort der liberianischen Hauptstadt Monrovia. Wie die meisten der Patienten dort kann sich die Klinik-Chefin keine Krankenversicherung leisten. „Die kleinen Sachen schaffen wir hier schon. Aber eine richtig schlimme Krankheit sollte ich besser nicht bekommen“, sagt die 62-Jährige.

Die kleinen Dinge, die hier möglich sind, reichen von der Behandlung schwerer Infekte bis hin zur Blinddarmoperation. Gieraths-Nimene hat die Klinik gemeinsam mit ihrem inzwischen verstorbenen Mann Domo Nimene aufgebaut, einem liberianischen Arzt, den sie in Deutschland im Studium kennengelernt hat. Vor genau 30 Jahren nahm er die Rheinländerin mit ins westafrikanische Liberia. „Er hatte mir ein traumhaftes Haus am Strand versprochen“, erinnert sie sich. „Als ich ankam, waren da aber nur eine schlimme Bruchbude und ein Garten voller Müll.“ Zwei Tage lang habe sie im Hotel geweint. Dann habe sie sich entschlossen anzupacken.

Beide blieben also. Er begann, neben seinem eigentlichen Job in einem Krankenhaus Mittellose umsonst zu behandeln, sie – die ihr Medizinstudium in Deutschland noch nicht abgeschlossen hatte – lernte, ihm zu assistieren. Als das Paar dann die „Gerlib Clinic“ aufmachte, die deutsch-liberianische Klinik, war er der behandelnde Arzt und sie sowohl Organisationschefin als auch das Mädchen für alles. „Eigentlich wollte ich ja in Liberia erst einmal zu Ende studieren, aber die Arbeit, die Krankheiten und die Menschen waren einfach schon da“, sagt Margret Gieraths-Nimene.

Dann kam der Bürgerkrieg, 14 Jahre lang, 250.000 Tote und eine Million Vertriebene. Es ist ein faszinierender Teil der Geschichte des Ehepaares, dass es ihnen gelungen ist, den Betrieb der Klinik auch im Krieg zeitweise aufrechtzuerhalten. Und darüber hinaus viele Menschen in Liberia durch die Organisation von Hilfslieferungen aus Deutschland vor dem Tod zu bewahren.

Am 5. August 1990 geschah es dann. 21 Rebellen, unter ihnen drei Kindersoldaten, kamen mit ihren Kalaschnikows ins Haus der Familie und wollten Domo Nimene töten. Sie bestanden darauf, er sei ein Mann vom Stamm der Kran, dem auch Präsident Samuel Doe angehörte. Nimene war aber ein Kru. Ein Kindersoldat schlug und quälte ihn, er erlitt drei epileptische Anfälle, von denen er sich bis zu seinem Tod einige Jahre später nie erholte. Nur weil die Nachbarn flehten, sie hätten ohne den Arzt keine medizinische Hilfe mehr, zogen die Kämpfer irgendwann doch wieder davon.

„Die Kindersoldaten standen vom Kopf bis zu den Zehenspitzen unter Drogen“, sagt Margret Gieraths-Nimene. „Ich hatte überlegt, ob ich den ungezogenen Jungs einfach ein paar Ohrfeigen verpassen soll – aber das ging natürlich auch nicht. Also stand ich stumm an meinem Pfahl.“ Sie ergänzt: „Dann hat Gott im Himmel sich entschlossen, mal wieder ein paar Engel zu schicken, damit ich heil durchkomme.“

Es ist vermutlich diese Mischung aus Leichtigkeit, Trotz, Mut und Gottvertrauen, die dieser Frau die Kraft gegeben hat, die zerstörte Klinik nach dem Krieg ohne ihren verstorbenen Mann wieder zu errichten. Dort praktiziert nun ein Arzt aus Ghana, aber bis heute gilt das Prinzip: Die Patienten, die sich eine Behandlung leisten können, finanzieren die Behandlung jener, die kein Geld haben, quer. Der Rest kommt durch Spenden rein. Obwohl diese Rechnung stets nur knapp aufgeht, hat die 62-Jährige noch einen Kinder- und Jugendclub in der Nähe aufgemacht. Hier lernen einige, deren Eltern kein Schulgeld zahlen können, lesen und schreiben.

Gieraths-Nimene sagt, sie wolle weitermachen, „solange ich noch irgendwie selbstständig stehen kann“. Am Freitag, 6. Dezember 2013, hat ihr der deutsche Botschafter in Liberia das Bundesverdienstkreuz verliehen.

### 3.13 Die Polizei rückt mit dem Maßband an

Hauptkommissar Ulrich Nowak (51) aus Freiburg und Kommissarin Anina Fuchs (33) aus Magdeburg leisten gemeinsam für ein Jahr Dienst bei der UN-Polizeimission in Liberia. Hier berichten sie über ihre Motivation, die Probleme der liberianischen Polizei – und darüber, was ihre Zeit in Westafrika interessant, aber schwierig macht.

*Herr Nowak, Frau Fuchs, in Liberia haben Sie Sonne, einen Pool im Wohnkomplex und den Strand gleich nebenan. Andererseits funktioniert hier vieles oft nicht, es gibt noch lange keinen stabilen Staat. Was treibt zwei deutsche Polizeibeamte hier her?*

ULRICH NOWAK: Es gibt bei der Polizei verschiedene Charaktere. Es gibt Menschen, die schon in Missionen waren und immer wieder gehen wollen. Und es gibt welche, die gehen einmal und machen nie wieder eine mit. Das ist meine vierte Mission, und diesmal wollte ich eigentlich nach Georgien. Gefragt wurde ich dann aber, ob ich mir auch Liberia vorstellen könnte. Dann hab ich mich bei Kollegen, die schon mal da waren, über den Fortschritt im Land erkundigt – und ja gesagt.

ANNINA FUCHS: Zu Hause hat man seinen Dienstposten – und das ist

spannend, aber auch immer das Gleiche. Wenn man dann mal eine Unterbrechung hat, mal wie hier etwas ganz anderes macht, dann geht man hinterher auch wieder mit viel mehr Elan an seine Arbeit in Deutschland heran. Das tut wirklich gut. Ich persönlich hab schon eine Mission gehabt, mit der EU im Kosovo. Im Unterschied dazu lerne ich jetzt eine UN Mission kennen. In Liberia arbeiten Sie bei der UN-Polizei gemeinsam im selben Team. Können Sie einem Polizei-Laien mal erklären, was Sie da eigentlich machen?

NOWAK: Das ist ja genau die Sache bei uns, dass wir mit der eigentlichen Polizeiarbeit hier gar nichts zu tun haben. Wir arbeiten in dem Team, das dafür zuständig ist, darauf zu schauen, wie die internationalen Hilfsgelder hier bei der Polizei verwandt werden. Das Team nennt sich „Donor Aid Coordinating Team“. Konkret sind wir dafür zuständig die Bauprojekte für die Polizei und die liberianische Einwanderungsbehörde zu überwachen, wenn diese eben fremdfinanziert werden.

*Was heißt das genau?*

NOWAK: Wir kommen ins Spiel, wenn die einheimische Polizei eine neue Polizeistation bauen will. Dann analysieren wir erst einmal, ob der Standort geeignet ist. Dort wird dann nach vorentworfenen standardisierten Bauplänen von einem liberianischen Bauunternehmer eine Station hingestellt. Kostenpunkt: 25.000 US-Dollar, und dauern soll das ganze drei Monate – wobei inzwischen auch größere, längerfristige Projekte mit UN-Geldern möglich sind. Wir schauen dann, ob in der Bauphase alles richtig läuft. Der Bauunternehmer bekommt sein Geld nicht, bevor wir nicht abschließend ja sagen.

*Brauchen wir da Polizisten oder bräuchten wir vielleicht einen Handwerksmeister?*

NOWAK: Ob und wo man eine Polizeistelle baut, um diese Frage zu beantworten braucht man schon einen Polizeihintergrund. Um die Baustelle zu kontrollieren, könnte man sicher auch einen deutschen Handwerksmeister gebrauchen. Der würde hier allerdings vermutlich wahnsinnig. Denn der Baustandard in Liberia ist nun einmal nicht mit Deutschland zu vergleichen. Die Hauptsache ist, dass es funktioniert. Das reicht meistens.

FUCHS: Es gibt ja die Standardbaupläne mit einer Checkliste, worauf wir achten müssen. Die Fehler, die gemacht werden, erkennt man in der Regel auch mit einigen Heimwerkerkenntnissen – dazu braucht man keine Handwerksausbildung oder einen Ingenieurstitel. Das alles bekommt man mit der Zeit schon mit. Wir entwerfen ja nicht selbst, sondern messen zum Beispiel mit dem Maßband nach, ob zu klein gebaut wurde – denn wenn das der Fall wäre, spart der Unternehmer Geld. Und ob es durch das Dach tropft oder nicht, kann auch der Laie erkennen.

*Würden Sie als Polizisten nicht lieber Verbrecher jagen oder Morde aufdecken?*

NOWAK: Da kann ich nur schmunzeln.

FUCHS: Ich auch.

*Warum?*

NOWAK: Ich war als Polizist in Albanien und zwei Mal im Kosovo. Und für mich war immer der wichtigste Grundsatz, dass ich etwas vom Land sehen und mit der Bevölkerung in Kontakt kommen will, und zwar nicht nur mit der Bevölkerung in der Hauptstadt. Das ist mit diesem Job einfach gut gewährleistet, da nehmen wir gern das frühe Aufstehen und die langen Autofahrten in Kauf. Viele Kollegen, die hier in der Polizeizentrale in Monrovia arbeiten, kennen ja praktisch nur ihr Büro.

*Sind Sie denn immer gern gesehen? Oder sagen die Leute schon mal, ach, nein, schon wieder die UN – und dann auch noch diese peniblen Deutschen.*

NOWAK: Wenn die Leute uns kommen sehen, dann wissen sie, es tut sich etwas. Da erwarten sie uns freudig. Die Polizeistationen waren hier im Land ja teilweise einfache Bambusverschlänge, praktisch dienstuntauglich und menschenunwürdig. Dass ein Bauunternehmer sich nicht freut, wenn wir ihm sagen „Machen Sie das anders, sonst gibt es am Ende kein Geld“ ist eine ganz andere Sache.

FUCHS: Die Freundlichkeit im Hinterland ist ja auch riesig groß, mehr als in der Hauptstadt. Man fühlt sich sofort wohl, sofort aufgenommen, wenn man dort ankommt. Das ist ein bisschen wie bei uns, da ist das Dorfleben ja auch etwas ganz anderes als in der Stadt. Ich arbeite zwar als Kommissarin in Magdeburg, werde aber immer irgendwie ein Kind vom Dorf bleiben.

*Wie schwierig ist es, auf die Dörfer hinauszukommen? Sie können ja nicht mal eben auf die Autobahn fahren ...*

FUCHS: Es gibt mittlerweile schon ein paar ganz gute Straßen, auf denen man dann auch mal wirklich richtig ein Stück Wegstrecke zurücklegen kann. Teils geht es aber auch nur durch den Sand oder in der Regenzeit durch den Matsch. Man sollte schon Spaß am Autofahren haben, wenn man in diesem Team arbeitet.

*Im Autoverkehr in der Hauptstadt geht es ja, sagen wir mal, robust zu.*

NOWAK: Die Aggressivität ist wirklich wahnsinnig groß. Der Liberianer fährt auf Teufel komm raus. Rücksicht gibt es allerhöchstens im letzten Moment. Wenn ich diese Konflikte von meiner Seite aus auf die Spitze getrieben hätte, dann hätte ich mich schon vier Mal auf der Straße prügeln können.

nen. Aber das mache ich natürlich nicht, sondern Bremse dann halt ab – und winke freundlich durch.

*Die UN-Polizei ist im Land um die liberianische Polizei zu beraten. Mal angenommen, Sie fahren irgendwo vorbei, wo offensichtlich etwas passiert ist, können Sie dann einreifen?*

FUCHS: Nein, die UN-Polizei hat kein Exekutiv-Mandat, sondern nur beratende Funktionen. Daher sind wir auch unbewaffnet. Wenn wir etwas feststellen, verständigen wir die einheimische Polizei.

*Aus Ihrer Beobachtung: Was sind die größten Schwierigkeiten der liberianischen Polizei?*

NOWAK: Die größte Schwierigkeit ist erst mal, dass die Polizei notorisch unterbezahlt ist. Knapp 150 US-Dollar, das ist wirklich wenig, wenn man die Preise in Monrovia sieht. Was ich auch bedrückend finde: Die Kollegen bekommen nur eine Uniform. Wenn ich dann aber sehe, wie adrett die liberianischen Polizisten hier bei ihren Zwölfstundenschichten auf den Straßen stehen, kann ich nur sagen: Größter Respekt.

*Woran fehlt es sonst noch?*

NOWAK: Wirklich an allem. Sie haben keine Schreibmaschinen, sie haben teils keinen Strom auf den Dienststellen, sie haben dementsprechend auch keinen Computer, sie haben kein Papier, sie haben keine Stifte. Wenn die Fahrzeuge kaputt sind, werden sie nicht repariert. Wenn die Fahrzeuge funktionieren, haben sie teils kein Benzin. Und so geht es immer weiter. Der Polizei ist das Budget auch gerade erst gekürzt worden.

*Viele Menschen in Liberia beklagen ein großes Korruptionsproblem bei der Polizei. Sie waren auf mehreren Auslandseinsätzen. Wie hat man das Problem anderswo gelöst?*

NOWAK: Ob in Albanien oder im Kosovo, das Mittel war immer: Polizisten so zu bezahlen, dass sie gut von ihrer Arbeit leben können, ohne dass sie gleich reich werden müssten. Und dann muss rigoros durchgegriffen werden, wenn es zu Korruption kommt. Nur so funktioniert es, sonst verliert man die Glaubwürdigkeit. So funktioniert es ja auch in Deutschland. Wer Schmiergeld nimmt, fliegt raus.

*Was in Liberia offensichtlich nicht der Fall ist ...*

NOWAK: Vor Kurzem ist ein „Human Rights Watch“-Bericht über die Polizei in Liberia rausgekommen. Darin ist ein Fall eines Polizisten geschildert worden, dessen gute Arbeit man anerkennen wollte. Also hat man ihm

eine Stelle im Hauptquartier angeboten. Nach einer Woche wollte er dort wieder weg, weil ihm – sagen wir einmal – der Publikumsverkehr fehlte und sein Einkommen dadurch empfindlich geschmälert war. Was in dem Bericht auch beschrieben ist, ist das System, dass alle in einer Station die Schmiergelder zusammenschmeißen. Alle profitieren, wer soll da auspacken?

*Es ist kein Geheimnis, dass in liberianischen Gefängnissen Menschen teils länger als ein Jahr sitzen – nur auf der Basis von Vorwürfen, ohne dass es zu einer Gerichtsverhandlung käme. Kann die UN-Polizei dagegen nichts tun?*

NOWAK: Das ist der Unterschied zwischen Gefängnis und Polizeidienststelle. Letztere werden regelmäßig von den internationalen Kollegen überprüft – und da wird auch kontrolliert, wer wegen was und wie lange in der Zelle sitzt, die zu so einer Dienststelle üblicherweise dazugehört. Und dann können wir auch intervenieren. Beim richtigen Gefängnis haben wir diese Möglichkeit nicht. Da sind uns die Hände gebunden. Es gibt aber auch internationale Berater für die Justiz und den Strafvollzug.

*Geht es mit den Fortschritten bei der Polizei und auch sonst im Land denn schnell genug voran?*

FUCHS: Es gibt Fortschritte, aber – ganz ehrlich – es dauert auch alles seine Zeit. Aber du kannst hier die Dinge auch nur so schnell voranbringen, wie das Land es mitmacht. Es nützt nichts, auf die Tube zu drücken, und der, dem zu mehr Eigenständigkeit verholfen werden soll, kommt nicht hinterher. Das Land, die Gesellschaft und auch die Polizei müssen hier ja nun Entwicklungen, die auch bei uns nicht von heute auf morgen gingen, in viel kürzerer Zeit bewältigen. Das ist richtig schwierig. Wird denn genug für die Polizeiausbildung getan?

NOWAK: Es gibt hier eine Polizeiakademie, die von der UN weiter betreut wird. Von der Mission wurden zunächst liberianische Polizeitrainer ausgebildet, die nun wiederum die Liberianer ausbilden. Und dabei schauen ihnen die internationalen Polizisten nun noch über die Schulter. Die Ausbildung eines Polizisten dauert hier nur drei bis vier Monate, das ist recht kurz. Es ist aber auch so: Liberia braucht nach seinen eigenen Plänen etwa 8.000 Polizisten, bislang sind es nur etwa 4.000. Die Polizeiakademie kommt schlicht aus Platzgründen mit dem Ausbilden nicht nach, zumal dort auch die Rekruten der Grenzpolizei bzw. Einwanderungsbehörde ausgebildet werden.

*Und nun?*

NOWAK: Das Problem wird durch den Aufbau von regionalen Trainingszentren abgemildert, aber es bleibt natürlich bei den Engpässen. Der Vorteil der regionalen Zentren ist aber, dass es nun leichter ist, Polizisten in den

Regionen zu rekrutieren. Bislang wurde hauptsächlich in Monrovia rekrutiert. Wenn ich dann aber jemanden aus der Hauptstadt aufs Land schicke, der dort überhaupt keine sozialen Kontakte hat, ist die Gefahr groß, dass es Probleme mit der Akzeptanz gibt.

*Gibt es auf dem Land für die Polizei generell Konflikte mit Stammeskulturen?*

NOWAK: Im Hinterland ist natürlich genau das ein schwieriges Spannungsfeld. Es gibt da wirklich skurrile Geschichten, weil schon mal jemand, der nicht die Befugnis hat, dem Polizisten befiehlt, jemanden festzunehmen. Die Stammeskulturen und Clans regeln viel unter sich, auch die Dorfältesten sind oft sehr angesehen. Es ist nicht immer leicht, da mit ganz normaler Polizeiarbeit dazwischen zu kommen – aber manchmal muss es natürlich trotzdem sein.

*Ist so eine Mission ein großes internationales Polizei-Klassentreffen oder einfach nur Dienst in einem anderen Land?*

NOWAK: Erst mal ist es eine Riesenherausforderung in ein fremdes Land zu kommen, das man nicht kennt und dort dann mit vielen internationalen Kollegen zu arbeiten. Ich habe aber auch gelernt: Polizei tickt weltweit ähnlich. Wir sind für Recht und Ordnung da – sicherlich in den einzelnen Ländern mit sehr unterschiedlichen Gesetzen und auch Kompetenzen. Aber trotzdem sind wir alle Polizisten.

*China zum Beispiel hat schon ein ganz anderes Rechtssystem ...*

NOWAK: Das stimmt. Man spricht aber bestimmte Sachen nicht an. So hätte der Kollege aus Pakistan in unserem Team sicher viel Interessantes aus der Heimat zu erzählen. Oder als es die Unruhen in Istanbul gab, hätte man theoretisch auch mal mit türkischen Kollegen diskutieren können. Aber es sind unsere Kollegen, die mit uns unter UN-Mandat arbeiten, die man in eine schwierige Situation bringen würde. Die würden sich nie negativ über ihren Staat äußern, das machen wir ja auch nicht.

*Werden Frauen in einer so großen Mission, mit so vielen unterschiedlichen Kulturen, anders aufgenommen als Männer?*

FUCHS: In der alltäglichen Arbeit bei uns im Team ist es für mich überhaupt nicht anders als für die Männer. In der gesamten UN-Mission merke ich natürlich schon mal, dass mir jemand gegenüber steht, für den es in der Heimat nicht normal ist, dass Frauen bei der Polizei sind. Aber ich habe das vorher gewusst und kann damit umgehen.

*An was für Situationen denken Sie da konkret?*

FUCHS: Nicht in jeder Kultur geben sich Männer und Frauen die Hände. Ich erinnere mich an eine Situation in der zwei männliche Kollegen und ich in einer Dienststelle eine Gruppe jordanischer UN-Polizisten trafen. Meine Kollegen gaben jedem die Hand und ich tat das Gleiche, da ich zuvor schon mehrfach auf jordanische Kollegen getroffen war und diese mir von sich aus die Hand entgegengestreckt hatten. Doch hier bemerkte ich sofort an den Blicken, dass dies den Kollegen unangenehm war. Als wir das nächste Mal auf die Dienststelle kamen, stellte ich mich nur dazu und sagte „Hallo“ in die Runde und alle lächelten erleichtert und die Situation war wesentlich entspannter. Das sind Situationen die es innerhalb der Mission schon mal geben kann.

*Und wie ist der Umgang mit den Liberianern für Sie?*

FUCHS: Auch als Frau werde ich immer mit „Sir“ von den Liberianern angesprochen, da musste ich mich dran gewöhnen. Mit den Liberianern gibt es überhaupt keine Probleme. Erstens haben die eine Präsidentin und auch sonst einige sehr erfolgreiche Frauen. Zweitens sehen die mich, glaube ich, gar nicht als Frau oder Mann, sondern als UN.

*Was nehmen Sie von so einer Mission persönlich nach Hause mit?*

NOWAK: Man lernt durch das Land, aber auch die Kollegen ganz viele unterschiedliche Kulturen kennen. Die anderen lernen von uns, wir lernen von denen. Ich arbeite zu Hause in einem Multikulti-Stadtteil und ich sehe durch meine Erfahrungen viele Sachen mit ganz anderen Augen. Dadurch ist es für mich zum Beispiel leichter nachzuvollziehen, was manchmal zum Beispiel bei Muslimen geschieht. Ich respektiere unterschiedliche Kulturen, fordere aber auch ein, dass ich ebenso respektiert werde. Und natürlich vor allem auch das Gesetz.

*Reden wir übers Wetter. Wie haben Sie das bei Ihrer Ankunft erlebt?*

FUCHS: Als ich hier – auf dem Höhepunkt der Trockenzeit – aus dem Flieger ausgestiegen bin, dachte ich: Meine Güte, es ist, als würde ich gegen eine Wand laufen. Und dann: drei Meter gelaufen, keine Luft mehr bekommen und komplett durchgeschwitzt. Jetzt habe ich mich dran gewöhnt, jetzt geht das alles. Ich hab mir jetzt bei 26 Grad auch schon mal eine Jacke angezogen, weil mir kalt war.

*Und wie ist es in der Regenzeit?*

FUCHS: Schon heftig. Von Anfang Juni gibt es für mehrere Monate oft tagelang Regen. Es gibt keine Sonne, nur Wolken grau: eine ganz bemerkens-

werte Herbststimmung bei 26 Grad und 95 Prozent Luftfeuchtigkeit. Aber man kann dann nach dem Dienst gut mal im Pool schwimmen gehen, nass ist es ja ohnehin schon.

*Können Sie sich vorstellen, dass Liberia ein Land ist, wo man in 20 Jahren vielleicht so kurz nach Ende der Regenzeit – allein schon wegen der traumhaften Strände – auch mal in Urlaub fährt?*

NOWAK: Ja, das Land ist doch wirklich schön.

FUCHS: Nein, ich glaube nicht. In 40 Jahren vielleicht.

NOWAK: Dann bin ich zu alt.

FUCHS: Ach, deswegen hast du ja gesagt. Wenn man sieht, was hier in den letzten Jahren passiert ist, denke ich, es braucht einfach mehr Zeit. Der Fortschritt kommt, aber er kommt nicht in Riesenschritten. Man darf nichts überstürzen.

## 4. Abschied nehmen

### 4.1 Jäger des verlorenen Schatzes

„Tobias, du kannst nicht das Land verlassen, ohne mit einer Liberianerin geschlafen zu haben“, sagt Indiana Jones. Er schaut mich mit einer Mischung aus Mitleid und Fassungslosigkeit an – und denkt wohl: „Was für ein erbärmlicher Journalist bist du bloß? Interessierst du dich gar nicht für die wichtigen Dinge hier im Land?“

Ich nenne meinen Gesprächspartner an dieser Stelle Indiana Jones, weil er ein Mann vom Typ Jäger des verlorenen Schatzes ist. Es ist dabei irrelevant, ob er Amerikaner, Deutscher oder vielleicht Asiate ist. Ob er Aaron, Hans-Jürgen oder Xoan heißt. Verdient er sein Geld mit der Suche nach Gold und Diamanten oder ist er im Management eines großen ausländischen Konzerns tätig? Ich werde es nicht verraten. Es geht nicht um ihn persönlich. Seine Geschichte steht auch für andere.

„Tja, der normale Amerikaner oder Mitteleuropäer kauft sich in seiner Midlife-Crisis vielleicht ein neues Auto“, erklärt mir Indiana Jones. „Der eine oder andere arbeitet abends angeblich lange, während er in Wahrheit im Bett seiner Sekretärin liegt. Manch einer lässt sich auch scheiden und heiratet was Jüngerer.“ Indiana Jones winkt mit der rechten Hand ab, wie um zu sagen: „Amateure!“

Wenn man Indiana Jones glauben darf – und im Großen und Ganzen darf man das wohl –, hatte er nach seiner Scheidung Dutzende Frauen in kürzes-

ter Zeit. Schließlich war er gerade, um sich ein wenig zu verändern, nach Afrika gekommen. Er machte von seinen Möglichkeiten regen Gebrauch. „Die Frauen kosten ja nicht viel“, sagt er. „Und als alter ausländischer Mann bist du auf eine bestimmte Art noch attraktiver als ein junger. Weil die Frauen fest davon ausgehen, dass ein alter Mann besonders viel Geld hat.“ Er schmunzelt und zieht die Augenbrauen hoch.

Mir rate er zum schnellen Spaß mit ein paar Prostituierten. Ich sei ja ohnehin nicht lang im Land – abschleppen, zahlen, die Frauen wieder wegschicken, das sei eine einfache und saubere Lösung für mich.

Er selbst, so sagt Indiana Jones, mache inzwischen auch immer mal wieder in festen Freundinnen. Er schaut auf den Tisch, als schäme er sich für so viel Gefühlsduselei. „Man will sich ja auch mal geborgen fühlen, nicht jeden Morgen neben einer anderen aufwachen“, sagt er. „Aber es ist komplizierter mit einer Freundin. Wenn bei ihr in der Familie jemand krank ist, dann hast du den gleich in Deiner Wohnung auf der Couch liegen. Wenn dich das alles irgendwann nervt und du Schluss machen willst, lässt sie dich nicht in Ruhe. Dann redet sie von der großen Liebe und ruft dich immer wieder an – bis du ihr eine stattliche Abschiedssumme zahlst.“

In Afrika ist für Weiße und längst auch Asiaten alles möglich. Ich habe Menschen kennengelernt, die auf der Suche nach dem großen Geld waren, dann aber tatsächlich die Liebe gefunden haben und eine Familie gründeten. Er habe hier aber auch schon Senioren mit ihren blutjungen Freundinnen auf der Couch liegen sehen, gemeinsam an der Spielkonsole rumhantierend – so erzählt es ein Entwicklungshelfer, der länger im Land ist als ich. Mir geht es hier gar nicht darum, über den Einzelfall ein Urteil abzugeben. Ich beobachte, beschreibe, berichte. Ich bin Journalist.

Eines möchte ich dann aber doch sagen: Nach einem Gespräch mit Indiana Jones bin ich irgendwie froh und glücklich. Darüber, zu einer Generation zu gehören, die gelernt hat, dass es zu den am wenigsten sündigen Dingen auf der Welt gehört, sich einfach mal selbst einen runterzuholen.

## 4.2 Der letzte Kick

Plötzlich ist da ein Ball. Als ich im Wasser stehe und die Ausläufer der Wellen an meinen Knien entlang plätschern, fliegt er auf einmal von links heran. Die beiden Jugendlichen wollen, dass ich mitspiele. Gute Sache. Das funktioniert wirklich überall auf der Welt: Der Ball landet bei dir und du bist dabei.

Wir versuchen, ihn hoch zu halten. Genau das ist aber alles andere als einfach, wenn man für den Schuss immer erst mal Unterschenkel und Fuß aus

dem Wasser bekommen muss. Das Ergebnis ist schon mal eine wirklich lustige Mischung aus Schuss und anschließender unbeabsichtigter Arschbombe – nennen wir's vielleicht Arschbombenball. Es sieht wahnsinnig dämlich aus. Aber erstens guckt keiner zu. Zweitens macht es Höllenspaß. Und drittens wird der Welt so nicht nur ein neues Wort, sondern auch ein neuer phänomenaler Sport geschenkt.

Dann geht es tiefer ins Wasser und weiter mit Kopfbällen. Als meine größte Schwäche stellt sich bei dieser Übung schon wie zu Schulzeiten das gezielte Werfen heraus. Aber, egal, irgendwie bekommen wir das Spiel dann meist doch in Gang, vermutlich, weil die anderen werfen können. Es entsteht die eine oder andere ansehnliche Kopfballstafette. Ansonsten gilt: Der Versuch eines Flugkopfballs ist im warmen Meer millionenfach besser, gigantischer als auf einem harten, stoppeligen Rasenplatz. Auch wenn hier im Nachhinein das Salzwasser in den Augen brennt.

Das hier ist zwar kein Triathlon, sondern nur ein ungewöhnlicher Dreikampf – aber in der nächsten Etappe soll es an Land gehen. Fußball am Strand ist hier auch deshalb etwas Besonderes, weil er häufig in einer nicht zu unterschätzenden Schräglage stattfindet. Während auf der einen Seite eine Mauer (oder im schlechteren Fall vor der Mauer liegender Müll) das Spielfeld begrenzt, ist es auf der anderen nur der Atlantische Ozean. Was längst nicht von allen als Seitenlinie akzeptiert wird. Es geht also doch nur halb an Land. Klug ist, nur in Badebekleidung zu spielen. In diesem Fall habe ich also in der Spielvorbereitung schon mal alles richtig gemacht.

Da wir nur zu dritt sind, spielen wir zwei gegen einen. Der Spieler in der Mitte muss jeweils versuchen an den Ball zu kommen, den die anderen beiden sich zuspieren – gelingt es ihm, werden die Positionen gewechselt. Die beiden sind mir körperlich überlegen, ein wenig größer, viel jünger – sie vertändeln aber den Ball schon mal, während sie um sich selbst kreisen. Die Lauferei in der Mitte ist höllisch, ich muss aber zum Glück nie wirklich lange dort bleiben, weil ich gelernt habe, Passwege zu erkennen und zuzustellen. Die Jungs spielen mich gelegentlich schwindelig, aber im Großen und Ganzen bestehe ich mit europäischer Effizienz.

Irgendwie entsprechen wir damit gerade ein bisschen den alten Klischees – aber andererseits ist das auch Quatsch. Erstens spielen afrikanische Mannschaften heute viel disziplinierter als früher. Zweitens können Deutsche (nur nicht ich) beim Fußball längst alles und jeden mit ihren Drehungen an den Rand des Wahnsinns bringen. Am Ende sind wir einfach nur drei Leute, die sich zufällig zum Spiel zusammen gefunden haben. Zwei tendenziell übermütige Liberianer um die 16 und 17 Jahre. Und ein 34-Jähriger Deutscher, der seinen konditionellen Zenit überschritten hat. Und der deshalb genau überlegt, wie er sich mit überlegtem Spiel durchmogelt.

Die Sonne wärmt – sie belebt und brennt zugleich. Der Schweiß verdunstet sofort. Eine halbe Stunde bei diesen tropischen Temperaturen ist wie ein Spiel mit Verlängerung und Elfmeterschießen in Deutschland.

Ich spüre auf meiner Haut das, was einmal ein Sonnenbrand sein wird – außerdem darf ich nicht aus den Augen verlieren, dass ich in ein paar Stunden abfliege. Ich klatsche ab und sage: „Danke, Jungs.“

Ich setze mich ins flache Meerwasser, blicke in Richtung Horizont und denke: Das war er also, der letzte Kick.

### 4.3 Für eine Handvoll Dollar

Als ich im Auto zum Flughafen sitze, haben mein Fahrer und ich beide je ein Glas Bier in der Hand. Während ich in der anderen Hand eine der 0,75-Liter Flaschen festhalte, in denen das landesübliche „Club“-Bier verkauft wird, braucht er die zweite Hand natürlich für das Lenkrad. Ob es denn in Liberia überhaupt nicht verboten sei, hinter dem Steuer zu trinken, frage ich. „Doch, doch“, sagt der gute liberianische Bekannte, der mich freundlicherweise zum Flughafen bringt und dabei eben auch an Verpflegung für die Fahrt gedacht hat. „Aber“, so ergänzt er, „das gilt für Cola genauso wie für Bier, weil man sich ja nicht ganz auf die Fahrbahn konzentrieren kann, wenn man etwas anderes nebenbei macht.“

Verstehe. Wenn wir schon gegen die Gesetze verstoßen, dann doch wenigstens mit Alkohol. So oder so ähnlich lautet wohl die Logik. Immerhin haben wir nur eine Flasche dabei. Ich kann ja zu meiner eigenen Sicherheit ein bisschen schneller trinken als der Mann neben mir.

Der Tubman Boulevard, die wichtigste Straße Monrovias, ist wie immer vom Verkehr überlastet. „Es gibt hier einige Leute, die nicht aggressiv genug fahren und damit den ganzen Verkehr lahmlegen“, sagt mein Bekannter, der sein Bierglas ausgetrunken und damit die zweite Hand wieder für die Hupe frei hat. Ihr ständiger Gebrauch gehört hier zum Straßenverkehr ebenso dazu wie die Tatsache, dass zwar alle Autos Gurte haben, aber viele nichts, wo man sie reinstecken könnte.

Überhaupt ist die Analyse meines Fahrers interessant: Mit meinem deutschen Blick hatte ich doch tatsächlich gedacht, die Verkehrsprobleme würden durch die verschärft, die auf einer Hauptstraße so fahren wie Pubertierende mit dem Autoscooter auf dem Rummel.

Als wir dann aus der Stadt raus sind, ist es bereits nach 18 Uhr. Alles verdunkelt sich in rasanter Geschwindigkeit. Wir rauschen nur so an Wellblechhütten vorbei, die – meist ohne Licht und Strom – nur noch in Umrissen erkennbar sind. Ich stelle mir noch einmal die großen Fragen: Welchem Um-

stand verdanke ich mein Erste-Welt-Leben? Warum werden andere in Armut oder sogar Krieg hineingeboren? Ist es nicht seltsam, dass ich mir diese Fragen so nachdrücklich erst hier gestellt habe – obwohl doch jeder, der einen Fernseher hat, weiß, wie es ist?

Ich denke jetzt an die vielen Menschen, die während meiner Autofahrten im Land ans Fenster gekommen sind, um mir für umgerechnet fünf US-Cent einen Beutel mit Wasser zu verkaufen. Ich denke an die, an denen ich vorbeirauschte, während sie überlebensgroße Reissäcke schleppten. An jene, die nackt an irgendeinem Tümpel standen, weil sie gerade ihre wenigen Kleidungsstücke mit der Hand wuschen.

Ich erinnere mich aber auch an die 98-jährige Frau, die ich in einem Haus am Fluss mit ihrer Großfamilie traf. Ihr Leben, sagte sie, sei nicht immer einfach gewesen, aber nie einsam. Sie könne es sich gar nicht vorstellen, wie es sei, wenn nicht die ganze Familie gemeinsam in einem Haus wohne.

Dann fallen mir die Kinder und Jugendlichen ein, die am Strand auf einmal vor mir standen und mich, obwohl ich gerade wirklich keine Lust hatte, aufforderten: „Komm mit ins Wasser. Wir wollen den weißen Mann im Wasser sehen.“ Als ich zögerte, rief ein kleiner Junge: „Ich weiß es, weiße Männer haben Angst vor Fischen.“ Großes Gelächter. Und ein Vorurteil, das es zu widerlegen galt.

Also ab in die Fluten. Dann doch die bangen Blicke: Darf man so einen Europäer wohl auch untertauchen? Bis sich endlich einer über die Bedenken hinwegsetzte, einen Arm um mich klemmte und mich mit in eine Welle nahm. Die Schlacht war eröffnet: Jeder gegen jeden, aber auch einer für alle, alle für einen. Alle gegen das Meer und zugleich mit ihm.

Das Meer wäscht für einige Minuten alle Unterschiede von denen ab, die in ihm sind. Die Welle ist für den Schwarzen wie den Weißen, für den Armen wie den Reichen genauso schön. Sie schlägt aber auch jedem, der nicht hoch genug springt, genauso ins Gesicht. Wer Wasser verschluckt, hat Salzgeschmack im Mund. Wem die Badehose verrutscht, der steht mit verrutschter Badehose da.

Was ich erlebt habe, war der mit Abstand beste Kindergeburtstags-Nachmittag, seit ich zehn Jahre alt war. Das Meer bleibt da, aber ich fliege zurück nach Deutschland – so geht es mir durch den Kopf. Dann setzt der Fahrer das Auto in der Dunkelheit mit voller Wucht in ein Schlagloch, und wir werden kräftig durchgeschüttelt.

Was auch im Land bleibt, ist das Geld aus der Entwicklungshilfe: jene Millionen, mit denen die Weltgemeinschaft das kleine Liberia nicht unwesentlich bedacht hat. In einigen Stadtteilen Monrovias sitzt an jeder Ecke eine internationale Organisation. Nur: Oft kommt die Hilfe nicht im Mindesten bei den Armen an.

Darüber, was Regierungsbeamte an Geld einstecken, reden die Mitarbeiter aus Europa und den USA selbst unter der Hand nur selten ehrlich. Aber es ist ein offenes Geheimnis, dass viel Geld sinnlos verpulvert wird. Wenn die Geber erst mal Geld in ein Programm gepumpt haben, muss es zu bestimmten Fristen auch ausgegeben werden. Ein Prinzip, das man auch aus unseren Breitengraden kennt.

Da wird dann zum Beispiel rasch noch mal eine Fortbildung für, sagen wir einmal, liberianische Staatsanwälte organisiert, selbst wenn sie zu diesem Zeitpunkt nicht gebraucht wird. Vielleicht wird sie auch nie gebraucht. Egal, Fortbildung klingt ja wahnsinnig gut. Damit die Herren (und im Idealfall auch ein paar Damen) dann wirklich kommen, zahlt man ihnen ein Sitzungsgeld. Wie wäre es vielleicht noch mit einem besonders teuren Hotelzimmer? Ergibt all das irgendeinen Sinn? Wie vielen Menschen wird es in zehn Jahren wirklich besser gehen?

Der Flughafen rettet mich davor, weiter zu sinnieren. Er ist zwar klein, aber doch belebt und chaotisch. So gelingt es hier jemandem, mir in einem Moment der Unachtsamkeit meine Lederjacke zu stehlen. Nach sechs Wochen im Land, in denen mir nie etwas geklaut wurde, obwohl allein mein Handy locker das halbe Jahreseinkommen eines Liberianers wert ist. Die Sache mit der Jacke ist umso ärgerlicher, als ich sie nur aus dem Koffer genommen habe, um nach der Ankunft in Frankfurt nicht frieren zu müssen. Abgesehen davon frage ich mich wirklich, was irgendjemand mit meiner Lederjacke im Tropenklima anfangen will.

Egal. Du gewinnst und du verlierst – und wenn du jedes Mal zu viel darüber nachdenkst, hast du keine Zeit mehr für andere Dinge. Wahrscheinlich habe ich das in Afrika gelernt. Ich bin also bereit für die Formalitäten zur Ausreise.

Nur eine Formalität?

„Moment mal“, sagt der Mann bei der Passkontrolle. „Sie sind seit einigen Tagen nicht mehr legal im Land.“ Das könne ich mir nicht vorstellen, entgegne ich. Und verweise auf mein gültiges 90-Tage-Visum. „Ja, ja“, erhalte ich als Antwort. Aber ich solle mir doch mal den Stempel anschauen, der bei der Einreise in meinen Pass gemacht wurde. Da stünde doch eindeutig, der Aufenthalt sei jetzt für 30 Tage genehmigt.

Es steht da. Sehr, sehr klein. Ich erlaube mir also die Frage, warum man – ohne mich auf ein Problem hinzuweisen – die Zahl 30 in meinem Pass vermerkt habe, obwohl das Visum doch ausdrücklich 90 Tage zulasse und mein Rückflugdatum bei der Einreise bekannt gewesen sei. Der Grenzer grinst verschmitzt und sagt: „Sie hätten den Stempel doch lesen können.“

Dann lässt er mich dort an der Seite stehen und fertigt erst mal ein paar andere Leute ab. Danach sagt er, ich bräuchte nach 30 Tagen die Genehmi-

gung für ein ganzes Jahr – Kostenpunkt: 50 US-Dollar. Die werde aber nur von der Einwanderungsbehörde in der Innenstadt vergeben, sagt er. „Gehen Sie bitte morgen da hin.“ Verschmitztes Grinsen, die Zweite.

Ich bin jetzt froh, dass irgendein Instinkt mir gesagt hat, ich sollte vielleicht doch noch mal mit meiner Kreditkarte Bargeld abheben, weil es hier Eventualitäten des Lebens gibt, in denen man ohne solches nicht weiterkommt. „Ich weiß, Sie sind ein zuverlässiger Mann, der hier nur seine Pflicht tut und den Gesetzen zu ihrer Geltung verhilft“, sage ich. „Da ich dringend zu meinem Flieger muss, wird es das Beste sein, ich zahle die 50-Dollar-Gebühr direkt bei Ihnen. Ich bin sicher, Sie wissen dann, was damit zu tun ist.“

Ich reiche ihm die Scheine. Während er sie mit der rechten Hand rasch nimmt, signalisiert er gleichzeitig mit einer abwehrenden linken, dass er es nur schweren Herzens tue. Hinter mir fragt jemand, wofür das Geld sei.

„Eine ganz normale Verwaltungsangelegenheit“, antworte ich.

## 5. Rechercheergebnisse – Antworten auf die Eingangsfragen

Gelingt der Aufbau eines funktionierenden Rechts- und Polizeiwesens im früheren Bürgerkriegsland Liberia? Welche konkreten Fortschritte gibt es auf dem Weg dorthin? Welche Hindernisse sind vorhanden?

Festzuhalten ist zunächst: Mit dem Ausbau von Infrastruktur, also zum Beispiel von Polizeistationen auf dem Land, geht es voran. Gleichzeitig machen aber jene bei den Vereinten Nationen, die sich mit der Polizeiausbildung beschäftigen, in der Regel keinen Hehl daraus, dass die Kapazitäten für diese viel zu gering sind. Mit anderen Worten: Es wird auch in der Zukunft weiter an qualifiziertem Personal fehlen.

Noch viel problematischer ist in der Praxis aber, dass diejenigen, die bereits bei der Polizei ihren Dienst versehen, mit zu geringen Mitteln ausgestattet sind. Ein Rechtsstaat kann nicht funktionieren, wenn der Polizist demjenigen, der einen Einbruch anzeigt, sagt: „Dann besorg mir doch mal eine Tankfüllung, damit ich zum Tatort kommen kann.“ Es fehlt an allem, auch an Büromaterial und Uniformen.

Ein einfacher Polizist verdient 150 US-Dollar im Monat. Das ist insbesondere in der Hauptstadt Monrovia zu wenig, um mit seiner Familie davon zu leben. Die Folge ist, dass die Polizisten bestechlich sind. Korruption verhindert, dass Vertrauen in den Staat und seine Institutionen entsteht. Genau das wäre aber bitter nötig in einer Gesellschaft, in der die meisten Menschen den Staat – ob im Krieg oder auch in den Jahren davor – nur als gefräßiges Raubtier kennengelernt haben, vor dem man sich besser gut in acht nehmen sollte.

In der Justiz werden zwar viele besser bezahlt als bei der Polizei. Dort gibt es aber dennoch große Probleme. Auf dem Land werden die Gerichte zum Teil immer noch sehr wenig in Anspruch genommen: sei es, weil sie weit weg sind oder weil man sich daran gewöhnt hat, die Dinge unter sich zu regeln.

Bei denen die nach einer Festnahme rein auf Verdacht im Gefängnis sitzen, kommt es dennoch viele Monate lang nicht zu einer Verhandlung. Zwar gibt es Pflichtverteidiger, die sich darum kümmern müssten die Dinge voranzubringen – aber ihnen erscheint es oft nicht attraktiv genug, sich dann wirklich auch um die kleineren Fälle zu kümmern. So sitzen Menschen gerade wegen Lappalien oft lang hinter Gittern – genau genommen: wegen unbewiesener Lappalien.

Das Fazit: Es gibt Fortschritte. Es gibt auch einigen guten Willen aufseiten der Regierung von Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf, die Dinge voranzubringen. Aber guter Wille ist nicht genug. Es fehlt an der letzten Konsequenz.

Wie gut funktionieren in diesem Zusammenhang insbesondere Ansätze, die von der deutschen Entwicklungspolitik angestoßen und umgesetzt werden? Können die Richter, die in einem von der deutschen „Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit“ (GIZ) begleiteten Projekt in Monrovia ausgebildet werden, sich an ihren Einsatzorten auf dem Land auch wirklich durchsetzen – auch und gerade in Konkurrenz zu archaischen Traditionen und Rechtsvorstellungen? Ist es sinnvoll, dass Deutschland in Liberia Bewährungshelfer ausgebildet hat oder ist dieses Konzept zu abgehoben für die noch unterentwickelte Rechtsordnung?

Zunächst einmal ist klar: Gut ausgebildete Richter sind besser als solche, die gar nicht so genau wissen, was das für Gesetze sind, die sie anwenden. Insofern war die Ausbildung von Richtern in Kursen – finanziert vom Auswärtigen Amt in Berlin, umgesetzt von der GIZ – auf jeden Fall ein Schritt in die richtige Richtung. Dies gilt selbstverständlich auch dann, wenn die jungen Richter noch immer Vorgesetzte haben, die viel schlechter qualifiziert sind als sie.

Probleme gibt es dennoch: insbesondere dann, wenn ein Richter auf dem Land in seiner kleinen Amtsbaracke sitzt – und einfach niemand bei ihm vorbeikommt. Ein gut ausgebildeter Richter ohne Fälle: das ist so, als müsste Bayern München seine Spiele ohne Ball antreten. Werden sich die Menschen landauf, landab nach und nach an die rechtsstaatlichen Institutionen gewöhnen, so dass sie selbige auch wirklich nutzen? Diese Frage lässt sich erst in Jahren beantworten.

Letztendlich konkurriert hier das staatliche Rechtssystem mit dem traditionellen, in dem zum Beispiel die Dorfältesten über die Fälle beraten. Insofern scheint es vernünftig, dass die deutsche Entwicklungspolitik gerade auch auf dem Land Geld in Kurse investiert, in denen Dorfmitglieder zu einer Art Streitschlichter ausgebildet werden. Dabei geht es darum, die traditionelle Rechtsfindung im Ort auf eine etwas breitere Basis zu stellen, indem darauf hingewirkt wird, dass auch jüngere Menschen und Frauen den Streitschlichter-Komitees angehören. Welches Geld besser angelegt war – das für die Richterausbildung oder das für die Streitschlichter –, wird sich erst in Jahren zeigen. Und es kann regional unterschiedlich sein.

Dass Deutschland nun in einem unterentwickelten Rechtssystem ausgerechnet noch in die Ausbildung von Bewährungshelfern investiert, mag manchem auf den ersten Blick als ein abgehobener Ansatz erscheinen. Der Eindruck täuscht. Bewährungshilfe ist hier im Grunde genommen nur ein Wort für den Versuch, so viele Menschen wie möglich aus den verrotteten Gefängnissen zu bekommen, in denen sie sehr lange ohne Gerichtsverfahren und Urteil sitzen.

Im liberianischen Rechtssystem klafft eine riesige Wunde: nämlich die Tatsache, dass Menschen ins Gefängnis gesteckt werden, nur weil jemand mit dem Finger auf sie zeigt und laut „Haltet den Dieb!“ ruft. Wer dann kein Geld hat, jemanden zu bestechen, hat ein Problem. Das Bewährungshelferprogramm kann diese Wunde nicht heilen. Aber es ist ein Pflaster, das eine gewisse Linderung verschafft. Der Ansatz ist radikal pragmatisch: Jeder Einzelne, dem geholfen werden kann, zählt – selbst wenn es sich in Wahrheit gar nicht um einen Fall für die Bewährungshilfe handelt, weil der Inhaftierte womöglich unschuldig ist.

Warum aber bekennt sich eine solche Person eventuell dennoch schuldig und schafft so die Grundlage für die Bewährungshilfe, die natürlich nur dem offiziell reuigen Täter offensteht? Weil es besser ist, aus dem Gefängnis zu kommen und dann beispielsweise einige Monate lang die Straßen Monrovia zu kehren als eine unabsehbare Zeit lang auf den Prozess zu warten.

Wie erleben die Polizisten, die im Auftrag der Vereinten Nationen in Liberia tätig sind, ihre Arbeit und das Land? Aber vor allem: Was sind die Alltagserfahrungen der Liberianer, die von deutschen und anderen Polizisten ausgebildet wurden und jetzt jeden Tag auf der Polizeistation arbeiten?

Fehlendes Geld, zu geringe Ausstattung, Korruption – damit ist der Polizeialltag gut auf den Punkt gebracht. Es sagt doch bereits alles, wenn jemand vor einer Beförderung in die Polizeizentrale geradezu Angst haben muss, weil ihm dann der direkte Kontakt zum Bürger fehlt. Und somit eine wich-

tige Einnahmequelle. UN-Polizisten berichten einerseits, dass es bei den liberianischen Kollegen viel zu oft noch immer an richtiger Ermittlungsarbeit fehle. Klar, wo es kein Auto oder kein Benzin gibt, ist es schwierig, den Tatort überhaupt in Augenschein zu nehmen. Ohne Papier und Stift lassen sich Ermittlungsergebnisse nicht ordnungsgemäß protokollieren. Gleichzeitig wird jemand, dem von den Nachbarn Diebstahl vorgeworfen wird, oft schon deshalb rasch mal ins Gefängnis gesteckt, um weitere Konflikte zu vermeiden. So kann zumindest verhindert werden, dass gegen die Person Lynchjustiz geübt wird. Oder auch, dass ein wilder Mob über die Polizeistation herfällt, weil die Menschen mit der Arbeit der Beamten dort unzufrieden sind.

Dennoch berichten die UN-Polizisten immer wieder von liberianischen Kollegen, die unter den gegebenen Bedingungen eine gute Arbeit leisten und die Konflikte in dem Stadtteil oder Ort, in dem sie eingesetzt sind, gut im Griff haben. Das gelingt vor allem dort, wo die Polizisten seit Jahren wohnen und selbst Teil der lokalen Gemeinschaft sind. Das macht es auch leichter, andere Autoritäten in die Polizeiarbeit einzubeziehen. Wenn der Dorfälteste der Arbeit der Polizisten positiv gegenüber steht, ist ohne jeden Zweifel alles einfacher.

Was die Arbeit der UN-Polizisten angeht, die im Land sind, um den Liberianern beim Aufbau der eigenen Polizei zu helfen, ist Folgendes festzustellen: Sie haben eine schwierige Aufgabe fernab der Heimat übernommen. Dafür haben sie Dank und Respekt verdient. Wahr ist aber auch: Nicht jedes UN-Projekt ist sinnvoll – schon gar nicht, wenn man den finanziellen Aufwand am Ertrag misst. Es leuchtet jedenfalls nicht ein, warum Polizisten Bauprojekte abnehmen sollen. Im wichtigen Kampf gegen Korruption können die ausländischen Polizisten wenig bewegen, da sie ja nur beratend tätig sind. Abgesehen davon käme es hier, wie bereits ausgeführt, erst einmal entscheidend auf eine bessere Bezahlung der inländischen Polizeikräfte an.

Ohne Zweifel sind die Vereinten Nationen eine große Institution, die viel damit beschäftigt ist, sich im Hauptquartier in Monrovia selbst zu verwalten. Die bürokratischen Strukturen sind leider dazu geeignet, die Motivation des Einzelnen erheblich zu beschädigen – auch wenn viele dennoch vorbildlich ihren Dienst versehen.

Wie viel Rechtssicherheit herrscht zurzeit? Bringt es dem, der bestohlen wurde, tatsächlich etwas, zur Polizei zu gehen? Lassen sich Rechtsansprüche in der Regel vor Gericht auch durchsetzen? Wie viel Vertrauen haben die Menschen in die Institutionen und wie weit wird dieses Vertrauen durch Korruption belastet oder zerstört? Was wird konkret unternommen, um hier zu Verbesserungen zu kommen? Sicherheit gibt es vor allem für den, der sie bezahlen kann. Das gilt für die Sicherheit des eigenen Hauses. Am besten

geholfen ist dem, der sich selbst einen Nachtwächter anstellen kann. Es gilt aber auch für die Rechtssicherheit. Natürlich lassen sich bestimmte Rechtsansprüche vor Gericht durchsetzen, aber es erfordert viel Zeit, das Geld für einen Anwalt und sicherlich auch das eine oder andere Bestechungsgeld, damit die Mühlen der Justiz auch wirklich ihre Arbeit tun.

Ein Unternehmer aus den Vereinigten Staaten berichtete mir stolz, er habe sich ein funktionierendes Netzwerk aufgebaut – mit Menschen bei der Polizei, in der Justiz und anderen Behörden, die für ihn wichtig sind. Diesen Menschen gebe er gar nicht unbedingt Geld, wenn er konkret etwas von ihnen wolle. Es gehe vielmehr darum, sie durch Gefälligkeiten durchgehend bei Laune zu halten.

„Das entspräche gar nicht 100 Prozent der Kultur hier zu sagen: Guck mal, ich drücke dir jetzt dieses Bestechungsgeld in die Hand und dafür tust du das und das für mich“, hat der Mann mir erklärt. Und er ergänzte: „Es funktioniert noch viel besser, wenn man sagt: Steck das mal ein, ich weiß, du hast eine große Familie. Dann weiß der andere, dass er auch mal etwas für mich tun sollte. Das nennen wir hier gar nicht Bestechung. Wir nennen es Freundschaft und Miteinander.“

Was also wird dagegen getan? Ja, es gibt eine Anti-Korruptionskommission – schon allein, weil die Geldgeber aus aller Welt gern daran glauben möchten, dass hier wirklich alles gegen Korruption getan wird. Aber diese Anti-Korruptionskommission und auch Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf hätten eben nur dann eine wirklich durchschlagende Glaubwürdigkeit in dieser Frage, wenn sie ein klares Signal setzen würden und mit dem Kampf gegen Korruption ganz oben bei Regierungsmitgliedern anfangen würden. Der Soziologe Alfred Hill hat darauf hingewiesen, dass solche Fälle dann aber doch nicht vor Gericht gehen. Dafür bekommen Journalisten, die sich mit ihnen beschäftigen unter Umständen erhebliche Probleme.

Es ist natürlich immer leicht, als Außenstehender zu fordern, die Präsidentin möge kraftvoll gegen Korruption vorgehen – und damit eine gewachsene (Un-)Kultur möglichst auf einen Schlag zerreißen. Es gibt auch in Liberia Menschen, die genau das verlangen. Andere sagen: Nähme Ellen Johnson Sirleaf sich dieses Problems wirklich richtig an, würde sie ihre zweite Amtszeit nicht überleben. Klar ist bislang jedenfalls nur eins: Liberia ist weit davon entfernt ein Land zu werden, in dem Korruption keine wichtige Rolle mehr spielt.

Im größeren Kontext betrachtet: Wie geht die Versöhnung in dem einstigen Bürgerkriegsland voran, also in einem Land, in dem fast jeder, der einem begegnete, auch der eigene Mörder sein konnte (und wo nicht zuletzt Kindersoldaten Angst und Schrecken verbreiteten)? Welchen Beitrag kann

hier wachsendes Vertrauen in den Plan leisten, dass es von nun an einen Rechtsstaat geben soll, in dem Konflikte friedlich gelöst werden?

Ob auf dem Land oder in der Stadt – nach 14 Jahren Bürgerkrieg hat praktisch jeder eine Geschichte zu dieser Zeit zu erzählen. Aber die Menschen sprechen auffällig zurückhaltend, als handle es sich um einen eher mäßigen Kinofilm, der nicht weiter der Rede wert ist. Da drängt sich der Eindruck auf, dass viele der Erfahrungen aus der Zeit von Not und Brutalität eher verdrängt als verarbeitet worden sind – was letztlich auch mit dem Ansatz zusammenpasst, dass in einer Wahrheitskommission zwar über Kriegsverbrechen gesprochen wurde, aber niemand bestraft wurde. Selbst der Diktator Charles Taylor, der von einem UN-Tribunal verurteilt wurde, sitzt nicht wegen Verbrechen in Liberia hinter Gittern, sondern allein wegen jener, die ihm im Bürgerkrieg im benachbarten Sierra Leone angelastet wurden.

So seltsam einem all das als Beobachter von außen vorkommen mag, vielleicht ist dieser Umgang mit der Vergangenheit sogar der klügste. Es gab so viele Opfer, aber eben auch so viele Täter. Und es gab viele, die Opfer und Täter zugleich waren – man denke nur an die Tausenden Kindersoldaten. Da stellt sich die Frage, ob die Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Krieg tatsächlich aushalten könnte. Und: Wer wäre unschuldig genug, um sie anzuleiten? Selbst Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf, immerhin Friedensnobelpreisträgerin, hat den grausamen Warlord Taylor viel zu lang unterstützt.

Gravierender vielleicht noch als die kriegsrische Vergangenheit der libe-rianischen Gesellschaft fällt ins Gewicht, dass in dem Land wieder genau jene soziale Spaltung herrscht, die für den Teufelskreis von Umsturz, Krieg und erneutem Umsturz in hohem Maß mitursächlich war. Die Spaltung hat sich sogar noch verschärft. Denn jene Mitglieder der Oberschicht, die es sich leisten konnten, das Land im Krieg zu verlassen und dann zum Beispiel in den Vereinigten Staaten Studienabschlüsse zu machen, sind jetzt wieder in Liberia. Während sie nicht selten Regierungsjobs mit Gehältern von Tausenden Dollars haben, bleibt den Menschen in der normalen Bevölkerung wenig bis nichts. Die Arbeitslosigkeit ist riesig. Es darf sich glücklich schätzen, wer zumindest ein Motorradtaxi fahren kann.

Damit ist das Land aber wieder bei seiner Grundkonstellation angekommen. Früher herrschten die Nachkommen freigelassener Sklaven über die eigentlich einheimische Bevölkerung. Heute sind es – aufgrund von Bildung und Geld – die Nachkommen genau jener Oligarchie, die wieder an den Schalthebeln der Macht sitzen.

Generell scheint die Bevölkerung kriegsmüde zu sein, niemand wünscht sich, dass das Land wieder in die Barbarei zurückfällt. Mit all seinen historisch tief verwurzelten Konflikten, die sich vermutlich jederzeit wieder aggressiv auf-

laden ließen, wenn sich Anführer dafür fänden, ist das aber keine Garantie für Frieden. Ein verlässlicher Rechtsstaat, in dem Konflikte fair geklärt werden, kann einen Beitrag für Stabilität im Land leisten – und ist letztlich auch wichtig für jene Investoren, die Liberia braucht, um Arbeitsplätze zu schaffen. Die Liberianer haben sich auf den Weg zu einem solchen Rechtsstaat begeben, aber der Weg ist noch weit – und die Hindernisse sind angesichts des riesigen Missstandes der Korruption noch immer riesig. Entscheidend für einen dauerhaften Frieden im Land wird die Frage sein, ob es gelingt, dass auch jene im Land von einem wirtschaftlichen Aufschwung profitieren, für die bislang nichts zu holen war. Wenn die Straßen auch in 20 Jahren noch voll von jungen Menschen sind, für die es weder eine Arbeit noch eine Perspektive gibt, sind die Gefahren eines Rückfalls in den Krieg groß.

Wenn Fortschritt, auch langsamer Fortschritt für viele Menschen im alltäglichen Leben spürbar wird, habe ich Hoffnung für Liberia. Für dieses Land mit den wunderschönen Stränden, den vielen Wäldern, dieses reiche Land voller Rohstoffe, das so voller Armut ist. Liberia ist ein Land mit einer erschreckenden, aber faszinierenden Geschichte. Vielleicht wendet sie sich diesmal wirklich zum Guten.

## 6. Danke

Dafür, dass er mir Recherchen auch innerhalb der liberianischen Polizei ermöglicht hat, kann ich dem UN-Polizisten Ulrich Ketelaer gar nicht genug danken. Dazu kommt, dass er mir vorab eine Wohnung besorgt hat und auch sonst als kompetenter Ansprechpartner zur Verfügung stand. Generell hat er sich als einer der coolsten Polizisten herausgestellt, die ich je kennengelernt habe. Großartig fand ich auch, dass er meinem Gesprächspartner George, Bewohner eines Behindertenheims in Monrovia, den sehnlichsten Wunsch erfüllt hat: Er hat ihm ein Autogramm von Bayern-Star Franck Ribéry besorgt.

Sehr hilfsbereit waren aber auch die anderen deutschen UN-Polizisten: Ulrich Nowak, Annina Fuchs und Werner Müller.

Stefan Rusche von der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) hat mir einen sehr unkomplizierten Einstieg in die deutschen Justizprojekte verschafft und in zahlreichen interessanten Gesprächen mein Bild von Liberia mitgeprägt. Mit dir hat das Club-Bier immer besonders gut geschmeckt, Stefan!

Walter Osenberg, ebenfalls Projektleiter der GIZ, hat es auf dem Weg nach Foya im Norden des Landes zwölf Stunden im Auto mit mir ausgehalten und auch dafür gesorgt, dass ich aus dem Dschungel wieder sicher zu-

rück in die Hauptstadt komme. Er und sein Team – allen voran Julia Thutewohl und Marc Kleine – haben mir wertvolle Einblicke ermöglicht und abends Spaghetti mit mir geteilt.

Ich danke meinem Vermieter in Monrovia, Jean Titus, und seiner Freundin Tina, dass sie mich in den ersten Tagen der Orientierungslosigkeit in der liberianischen Hauptstadt vorbildlich unterstützt haben. Tina danke ich für manche Einladung zum Essen, Jean nicht zuletzt dafür, dass er mich immer mal wieder zu seiner abendlichen Runde an der sechsten Straße mitgenommen hat, bei der ich interessante liberianische und internationale Gesprächspartner kennengelernt habe.

Der Soziologe Alfred Hill aus Monrovia war sofort bereit, sich mit mir zu treffen und hatte manch guten Tipp für mich. Joyce Frankford sitzt im liberianischen Justizministerium an den Schalthebeln für die wichtigsten Projekte der kommenden Jahre und nahm sich Zeit für ein längeres Gespräch mit mir. Ihre Offenheit, aber auch ihre Bereitschaft, mit mir zu diskutieren und zu streiten, waren von großem Nutzen für mich. Der Journalist Lennart Dodoo, Redakteur bei der Zeitung „Insight News & Features“ in Monrovia, war mir ein kompetenter Ratgeber.

Mit ihren Kontakten haben mir bei der Vorbereitung insbesondere der Liberia-erfahrene Jurist Dr. Jörg Stippel aus Wien, Richard Pöschl von der Hilfsorganisation Kinder Afrikas und Dr. Alfredo Märker von der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen geholfen. Auch Bettina Printz aus der Pressestelle der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit hat mich sehr unkompliziert unterstützt.

Ich danke allen, die in Liberia mit mir Fußball gespielt haben, sich und mich am Strand in die Wellen gestürzt haben, die mit mir gelacht und getanzt haben. Ich danke aber auch meinen Freunden in Deutschland – für manch beruhigendes Wort vor dem Abflug, motivierende Emails und dafür, dass sie immer noch da waren, als ich zurückgekommen bin.

All das wäre nicht möglich gewesen ohne die großartige Arbeit der Heinz-Kühn-Stiftung des Landes Nordrhein-Westfalen. Die Arbeit dieser Stiftung wäre nicht dieselbe ohne Ute Maria Kilian. Besser könnte man ihren Job nicht machen.

## 7. Anhang

### 7.1 Liberia in Kürze – Das Land in Zahlen

3,5 Millionen Einwohner hat Liberia, in dem westafrikanischen Land leben also ungefähr so viele Menschen wie in Berlin. In der Hauptstadt Monrovia sind etwa eine Million Menschen angesiedelt.

97.000 Quadratkilometer – das ist die Fläche des westafrikanischen Landes. Damit ist es knapp dreimal so groß wie Nordrhein-Westfalen.

14 Jahre lang befand sich Liberia im Bürgerkrieg. Mehr als 200.000 Menschen wurden getötet, und mehr als eine Million verloren ihr Zuhause.

Auf 485 US-Dollar im Jahr beläuft sich das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen. Die Unterschiede zwischen Arm und Reich sind, wie vielerorts in Afrika, gewaltig.

Für 80 liberianische Dollar bekommt man einen US-Dollar. Bezahlt werden kann mit beiden, wobei die amerikanische Währung praktisch allerdings im Wesentlichen der Oberschicht vorbehalten ist.

### 7.2 Eine kurze Geschichte Liberias

Staatsgründung: Von 1821 an hatte die „Amerikanische Kolonisationsgesellschaft“ freigelassene Sklaven nach Westafrika gebracht. 1847 wurde die Republik Liberia gegründet. Doch die früheren Sklaven führten sich nicht anders auf als die weißen Kolonialherren auf dem Kontinent.

Putsch: Die Herrschaft der Oberschicht blieb lange ungebrochen. Doch mit der Anhebung des Reispreises löste Präsident William Tolbert 1979 Unruhen aus. 1980 wurde er während des Militärputsches durch Samuel Doe getötet.

Diktatur: Doe war der erste liberianische Präsident, der kein Nachkomme von US-Sklaven war. Statt wirklicher Demokratie folgte aber eine neue Zeit der Rechtlosigkeit.

Krieg: Doe, der das Land in jeder Hinsicht abgewirtschaftet hatte, wurde 1990 gestürzt und zu Tode gefoltert. Die Rebellenbewegung spaltete sich aber. Der mächtigste Warlord Charles Taylor stürzte das Land mit seinen Kindersoldaten endgültig ins Elend. Er wurde Präsident und wieder gestürzt.

Demokratie: Seit 2006 ist Ellen Johnson Sirleaf die erste demokratisch gewählte Präsidentin Afrikas. 2011 erhielt sie den Friedensnobelpreis.

### 7.3 Die Präsidentin und ihre möglichen Nachfolger

Ellen Johnson Sirleaf ist seit 2006 Präsidentin von Liberia. Sie ist die erste Frau, die durch eine Wahl das Amt eines Staatsoberhauptes in Afrika erlangte. Sie erhielt für ihren Kampf für Frauenrechte den Friedensnobelpreis. Die Harvardabsolventin, die für die UN und die Weltbank arbeitete, wurde Ende 2011 wiedergewählt, bleibt aber umstritten. Ihr nehmen viele übel, dass sie im Krieg für den Warlord Charles Taylor Geld gesammelt hat. Viele sind zudem enttäuscht, dass sie die Korruption auch in ihrer zweiten Amtszeit nicht mit aller Macht bekämpft.

Ihr Vize-Präsident, Joseph Boakai, ist wenig profiliert. Wer Johnson Sirleaf nachfolgt, ist also unklar. Die Präsidentin ist 75 Jahre alt.

Als möglicher Kandidat für 2017 gilt George Weah, Weltfußballer des Jahres 1995. Er ist vor allem bei den vielen arbeitslosen jungen Menschen populär. Weah scheiterte Ende 2005 in der Stichwahl gegen Johnson Sirleaf. Bei der Wahl 2011 trat er als Vize-Kandidat an der Seite des zweitplatzierten Winston Tubman an.

### 7.4 Literaturempfehlungen

Butcher, Tim: Auf der Fährte des Teufels. Zu Fuß durch Sierra Leone und Liberia. München, 2011.

Cooper, Helene: The house at sugar beach. New York, 2008.

Gbowee, Leymah: Wir sind die Macht. Stuttgart, 2012.

Greene, Graham: Journey without maps. London, 1936.

Johnson, Dennis: In der Hölle. Blicke in den Abgrund der Welt. Berlin, 2006.

Johnson Sirleaf, Ellen: Mein Leben für Liberia. Die erste Präsidentin Afrikas erzählt. Frankfurt, 2009.

Pham, John-Peter: Liberia. Portrait of a failed state. New York, 2004.